

„Einfach ekelhaft!“

Das waren die einzigen Worte, die die Kameraden für den Leutnant von Wallberg fanden, wenn sie — wie schon so oft — auch jetzt ausschließlich über ihn sprachen.

Niemand begriff die kolossale Veränderung, die in der letzten Zeit mit ihm vorgegangen war.

Gewiß, gerecht mußte man ja sein und es offen anerkennen, daß der gute Wallberg es früher etwas reichlich toll getrieben hatte. Sie waren ja auch alle keine Tugendengel und genossen die Jugend in vollen Zügen, sie taten ihren Dienst, soweit die Vorgesetzten es von ihnen verlangten, und hatten für die Zukunft die allerbesten Absichten. Aber vorläufig stellte die Gegenwart so hohe Anforderungen an sie, daß sie vor lauter Amusements und anderen Zer-

streuungen gar keine Zeit zu ernstern wissenschaftlichen Arbeiten zu Hause fanden.

Auf die Kriegsakademie wollten sie natürlich alle, schon um ein paar Jahre aus der Garnison heraus und nach Berlin zu kommen.

Die Augen leuchteten ihnen, wenn nur einer den Namen „Berlin“ aussprach. Sie wollten lieber heute als morgen dorthin, aber trotzdem — — sich schon jetzt hinsetzen und büffeln? Nein, dazu war später auch noch Zeit genug. Jetzt wollte man das Leben genießen.

Und man genoß reichlich, was die mittelgroße Stadt an Vergnügungen und Gesellschaften bot.

Allzuviel war es ja gerade nicht, und das A und O, der Anfang und das Ende war und blieb doch stets das Kasino mit seinen Liebesmählern, die offiziell nur aus Anlaß irgendeines besonderen Festes stattfinden sollten.

Aber zwischen offiziell und offiziös ist ein großer Unterschied, so wurde eigentlich fortwährend „geliebesmahlt“ und der Kommandeur drückte in der Hinsicht beide Augen zu. Was

im Kasino geschah, unterlag seiner Kontrolle, und er paßte schon auf, daß die Grenzen des Erlaubten dort nicht allzusehr überschritten wurden.

Sie alle führten ein lustiges Leben. Aber der Lustigste von allen war stets Wallberg gewesen. Der hatte im Regiment den Beinamen „der Windhund“. Und mit vollstem Recht. Denn niemand war auch nur annähernd von solcher Sorglosigkeit wie er; die Verwaltung seiner Finanzen hatte er vertrauensvoll dem Zufall überlassen, ihm war alles eins, ob er Geld hatte oder keins, er bummelte tüchtig darauflos, hatte Schulden, die in keinem Einklang zu seiner geringen Zulage standen, aber er machte sich deswegen nicht die leisesten Sorgen.

Denn irgendwo im Deutschen Reich lebte irgend jemand, der ihm eines Tages alles bezahlen würde. — —

Das war seine felsenfeste Überzeugung. Er hatte keine Ahnung, wer dieser Jemand war, wie er hieß und wo er wohnte. Aber das kümmerte ihn weiter nicht. Der würde schon eines Tages hier auftauchen und alles arrangieren

Das war seine fixe Idee, die man ihm nicht auszureden vermochte, und wenn man das doch versuchte, hatte er darauf stets die Antwort: „Kinder, es sind doch bisher noch sämtliche Leutnantsschulden der Welt bezahlt worden — warum soll da ausgerechnet meine nicht bezahlt werden?“

Aber im Vertrauen auf den unbekanntenen Wohltäter hatte er es doch wohl zu toll getrieben. Der Oberst hatte von einigen Lieferanten Briefe erhalten, in denen sie baten, den Herrn Leutnant zur Bezahlung seiner Schulden aufzufordern, und der Herr Oberst hatte sich den Windhund des Regiments vorgenommen. Zuerst unter vier Augen, dann vor versammeltem Offizierkorps.

Die ältesten Stabsoffiziere konnten sich nicht erinnern, daß jemals ein Kommandeur einem Leutnant so sacksiedegrob geworden sei. Nicht nur der Windhund, sondern auch alle anderen Offiziere hatten gezittert, ja, die Fensterscheiben hatten geklirrt, — so war der Oberst mit dem Sünder ins Gericht gegangen.

Als Wallberg endlich allein war, hatte er sich draußen auf dem Kasernenhof wie ein naßgegossener Pudel geschüttelt, dann war er ganz kleinlaut nach Hause geschlichen und hatte sich drei Tage nicht unter Menschen sehen lassen, aus dem einfachen Grunde, weil er so lange Stubenarrest bekommen hatte.

Aber der war nun schon seit bald vierzehn Tagen verbüßt, und trotzdem ließ Wallberg sich auch jetzt noch nicht im Kreise seiner Kameraden sehen, wenn er nicht absolut mußte. Und wenn er beim Mittagessen im Kasino mit ihnen zusammensaß, dann war er still und schweigsam, trank anstatt des Weines eine Flasche Selters und erhob sich von Tisch, sobald die Zigarren herumgereicht wurden. In die Kneipe kam er des abends nie mehr — er war für die anderen so gut wie verschollen.

Und das fanden die anderen einfach ekelhaft.

Gewiß, es war ja seine Pflicht gewesen, sich die Standrede des Herrn Oberst zu Herzen zu nehmen, — und während seines Stubenarrestes hatte er ja Zeit genug gehabt, darüber nachzu-

denken, — aber sich so zu Boden drücken zu lassen, sich in seinem ganzen Wesen so zu verändern, daß von dem früheren Menschen eigentlich nur noch der Name übrig blieb — — das war ekelhaft, feige, schlapp und unwürdig!

Die Kameraden suchten immer nach neuen Worten, um ihrem Ärger über Wallberg Luft zu machen.

Das auch gerade er es war, der sich plötzlich derartig zu seinem Nachteil verändert hatte!

Einem anderen hätte man vielleicht nicht so viele innerliche Tränen nachgeweint, aber Wallberg war nun einmal der liebenswürdigste, heiterste *Gesellschafter*, den man sich denken konnte, er steckte voller Schnurren, er besaß einen glänzenden Humor, er spielte Klavier und sang — zwar ohne Stimme, aber mit desto mehr Ausdruck — alles, was von ihm verlangt wurde, von „Lohengrin“ bis zur „Lustigen Witwe“, er war der beste Skatspieler, er konnte alles, was er wollte und sollte.

Und nun hatte er sich plötzlich in die Ein-

samkeit vergraben, und zwar derartig, daß er nicht einmal Besuche annahm.

Das war das Schlimmste, daß er nicht einmal für die Stimmen der Versuchung und Verführung zu sprechen war. Sein Bursche erklärte jedesmal: der Herr Leutnant sei nicht zu Hause; aber wenn sie trotzdem bei ihm einzudringen versuchten, dann fanden sie die Stubentür verschlossen und verriegelt, sie mochten trommeln und Lärm schlagen, soviel sie wollten, es wurde ihnen nicht geöffnet.

Einmal hatten die Kameraden nach einer feuchten Sitzung versucht, durch das Fenster in seine Parterre-Wohnung zu dringen. Sie hatten eine Scheibe zertrümmert und einsteigen wollen, aber Wallberg mußte auf ähnliches vorbereitet gewesen sein, denn mit einer Handgartenspritze, die er bereit hielt, hatte er sie derartig mit Wasser begossen, daß sie fluchend und scheltend davongelaufen waren.

Je mehr Wallberg sich zurückzog, um so mehr nahmen die anderen sich vor, ihn der Menschheit zurückzugeben, wie sie es nannten.

Und auch heute abend saßen sie in der Stammkneipe und zerbrachen sich, wie schon so oft, vergebens den Kopf darüber, wie sie es anfangen sollten, den Kameraden wieder für sich zu gewinnen.

Unterdessen lag Leutnant Wallberg auf dem Chaiselongue seiner mehr als primitiv eingerichteten Leutnantswohnung und starrte in einer entsetzlichen Verfassung abwechselnd die wenig eleganten Tapeten oder die fast schwarzgeräucherte Zimmerdecke an. Auch jetzt stieß er mächtige Dampfwolken von sich.

Leutnant Wallberg, der Windhund des Regiments, wenigstens der frühere Windhund, war ein bildhübscher junger Mensch von etwa sechsundzwanzig Jahren. Wie er so dalag, die elegante, geschmeidige und doch muskulöse Gestalt zurückgelehnt, den Kopf mit den dichten schwarzen Haaren, den blauen Augen, die so traurig dreinblickten, auf die Hand gestützt, während ein fast verzagter Zug den Mund, den ein kleiner weicher, dunkler Schnurrbart beschattete, umspielte, hätte er wohl einen Maler fesseln können, be-

sonders weil die Melancholie, die aus seinem ganzen Wesen sprach, doch nicht so recht zu ihm zu passen schien.

Aber dem guten Wallberg war's mit seiner Verzweiflung heiligster Ernst. Was hätte es auch für einen Zweck gehabt, sich hier selbst eine Komödie vorzuspielen? Es war ja genug, daß er das den Kameraden gegenüber tat, daß er sich so stellte, als ob er die Strafrede seines Kommandeurs und den Stubenarrest absolut nicht überwinden könne, als habe das seine Lebensfreude und seinen Übermut für immer gebrochen.

Wallberg mußte bei dem Gedanken unwillkürlich lächeln. Er hätte den Beinamen „der Windhund“, auf den er einst sehr stolz gewesen war, nie verdient, wenn die Strafrede ihn wirklich für alle Zeiten niedergedrückt hätte.

Und was hatte er denn auch Schlimmes getan? Seine Zigarrenrechnung höher anwachsen lassen, als es dem Lieferanten gut erschien. Er hatte seiner Mutter, die zwar in keinen glänzenden, aber doch in auskömmlichen Verhältnissen lebte,

jede Schuld, und noch ein paar andere dazu, gebeichtet, und wenn auch nicht ohne viele ernste Ermahnungen, hatte diese doch das Geld geschickt, so daß die paar Leute, die sich über ihn beschwert hatten, voll befriedigt worden waren.

Es war doch nichts Ehrloses, daß er lustig darauflos lebte, und wenn er später einmal in der Lotterie gewann, oder wenn der große Unbekannte sich endlich einstellte, dann würde schon jeder bekommen, was er zu fordern hatte.

Er hatte die Rede des Herrn Oberst mit der einem Vorgesetzten gegenüber angebrachten Hochachtung angehört, sich deren Inhalt auch gemerkt, ja sogar gelobt, sich fortan nach Maßgabe seiner Mittel und geistigen Fähigkeiten zu bessern, und hatte damit nach seiner gewissenhaftesten Überzeugung sein Vergehen mehr als reichlich gebüßt.

Des Stubenarrestes hätte es sogar nach seiner Meinung überhaupt gar nicht bedurft. Aber die Vorgesetzten denken ja leider über manchen Punkt anders als die Untergebenen, und es ist ja ganz zwecklos, sie in der Hinsicht bekehren zu wollen.

Es war das erstemal gewesen, daß er eingesperrt wurde, und trotzdem hätte er sich über die Sache, die ja schließlich so vielen Leutnants der Armee passiert, gar nicht weiter aufgeregt, wenn —

Wenn er an dieses „wenn“ dachte, stöhnte er jedesmal schwer auf. Und auch jetzt entrang sich seiner Brust ein solcher Seufzer, daß sein Bursche, der ihm vis-à-vis, nur durch einen ganz schmalen Korridor von ihm getrennt, seine Stube hatte, zu ihm ins Zimmer trat und sich erkundigte, ob dem Herrn Leutnant etwas fehle.

Aber auf seine teilnehmende Frage erhielt er die freundliche Aufforderung, sich gefälligst zum Teufel zu scheren und sich nicht um Sachen zu kümmern, die ihn nichts angingen.

Peter verschwand. Und Wallberg stöhnte noch einmal laut auf.

Er tat eigentlich den ganzen Tag nichts anderes. Und doch wußte er ganz genau, daß das gar keinen Zweck hatte. Damit fand er die Schöne, deren Anblick genügt hatte, sein Herz lichterloh zu entflammen, doch nicht wieder.

Und schön war sie gewesen — Herrgott-himmelkreuzdonnerwetterbombenelement donner-uddoria — — es gab überhaupt kein Wort, um das auszudrücken!

Wenige Schritte vor seiner Haustür war sie ihm begegnet: groß und schlank, wundervoll gewachsen, sehr elegant gekleidet, das feingeschnittene Gesicht mit den großen rehbraunen Augen leicht von der Sonne gebräunt — —

In seinen Zügen mochte sich die Bewunderung über ihre Schönheit wohl etwas zu deutlich ausgedrückt haben, vielleicht hatte er ihr auch etwas zu lange ins Gesicht gesehen, denn verlegen hatte sie den Blick gesenkt und ihren Schritt beeilt.

Er hatte ihr nachgesehen, ihre stolze Haltung, ihren elastischen Gang bewundert, und sein erster Gedanke war gewesen, ihr unauffällig zu folgen, festzustellen, wo sie wohne, bei wem sie zu Besuch sei. Denn daß sie eine Fremde war, wußte er natürlich sofort. Er stand hier ja nun bald fünf Jahre in Garrison, da kannte er alle Menschen, wenn auch nur dem Ansehen nach.

Schon hatte er sich angeschickt, ihr zu folgen, da fiel ihm erst seine Strafe wieder ein, die er sofort anzutreten hatte. Es konnte ihm unter Umständen den Kragen kosten, wenn er auf diesem Spaziergang ertappt wurde.

So hatte er denn zähneknirschend das Haus betreten, die Tür zu seinem Wohnzimmer aufgeschlossen und sich dann gewissermaßen selbst in seine Arrestzelle geführt.

Voller Ungeduld hatte er die Minuten gezählt, wann seine Strafe vorüber sei. Endlich hatte die Stunde geschlagen: er war zu seinem Vorgesetzten geeilt, um sich wieder zum Dienst zu melden, und war dann stundenlang die Straßen auf und abgegangen, in der Hoffnung, der schönen Unbekannten von neuem zu begegnen.

Aber vergebens, er hatte sie weder an diesem noch an einem anderen Tage wiedergetroffen, soviel er auch auf den Straßen herumgeirrt war.

Soweit er es vermochte, ohne dadurch irgendwie aufzufallen, hatte er sich nach der Fremden erkundigt, aber niemand wußte etwas.

Selbst sein Barbier, der jeden Mittag zu ihm kam und nicht nur über alles, was in der Stadt selbst, sondern auch was in einem Umfange von zehn Meilen passierte, unterrichtet war, hatte „keine Ahnung!“. Sein Ruf aber, daß er alles wisse, durfte keinen Schaden erleiden, und so versuchte er denn dem Leutnant einzureden, daß es sich um eine Halluzination handle.

„— so etwas kommt vor, Herr Leutnant, besonders bei Tage, und ganz besonders des Mittags, wenn die Sonne scheint. Dann sieht man oft Dinge, die man in Wirklichkeit gar nicht sieht! Ich habe mir sagen lassen, man nennt das eine Fata Morgana, und diese Krankheit käme besonders häufig in der Wüste vor, wenn die Leute das gerne sehen wollen, was sie gerne sehen möchten — —“

Aber Wallberg war nicht zu überzeugen, daß das schöne Mädchen nur eine Vision gewesen sei.

Und wenn sie sich in die Erde verkrochen hat, ich werde sie wiederfinden! gelobte er sich immer

aufs neue. Und je mehr er an einem Wiedersehen verzweifelte, desto heiliger wurden seine Schwüre.

Wallberg befand sich in einem Zustand, den er bei seiner kerngesunden Natur früher für ganz unmöglich gehalten hätte. Er war derartig verliebt, daß er vor Sehnsucht nach dem Anblick der jungen Dame ganz krank wurde.

Wie oft hatte er früher nicht lachend erklärt: er würde sich nie verlieben können! Und nun?

Er hielt es in Gegenwart der Kameraden nicht aus, er fand ihre Gespräche unerträglich, er begriff nicht, wie man so billige Kasinoscherze belachen könne, wie man ernsthaft darüber diskutieren könne, ob man noch eine halbe Flasche Sekt trinken solle oder nicht.

Alle Menschen, jedes Wort, das gesprochen wurde, jedes Geräusch, das ihn daran hinderte, ungestört an die Geliebte zu denken, das alles war ihm zuwider, verhaßt und gräßlich.

Er verstand sich selbst nicht mehr, daß er früher einen so unsoliden Lebenswandel hatte führen können.

Was waren denn alle die sogenannten Freuden, die er genossen hatte, im Vergleich zu dem Glück, sich in der Nähe eines so schönen, geliebten Wesens zu wissen, ihr in die Augen zu sehen, ihre Hände zu küssen, sich an ihrer Gegenwart immer aufs neue zu berauschen!

Wie immer, so dachte er auch jetzt an sie. Er schloß die Augen — und deutlich stand sie vor ihm. Ein süßes Glücksgefühl durchdrang ihn, ihm war zumute wie einem Opiumraucher, den lichte Träume umgaukeln, der den Himmel offen sieht, der ungeahnte Freuden genießt.

So lag er jeden Abend sinnend und träumend, der Zeit nicht achtend, bis ihn endlich die Müdigkeit überfiel und er das Chaiselongue mit dem Bett vertauschte, aber auch nur, um dort noch lange wachend und träumend zu liegen, bis er dann endlich gegen Morgen einschlief.

Von der nahegelegenen Kaserne herüber ertönten die langgezogenen Töne des Zapfenstreiches: „Ihr Musketiere, geht zu Bett — der Hauptmann hat's befohlen.“

Wallberg glaubte im Geiste die Wirkung zu sehen, die das Signal in der Stadt bei den dort befindlichen Mannschaften hervorrief. Je nach Charakteranlage riß sich der Musketier entweder mit einem Seufzer oder mit einem Fluch aus den Armen seiner Schönen, mit der er in einer verschwiegenen Ecke oder auf offener Straße, unbekümmert um die Blicke der Vorübergehenden, Küsse und Zärtlichkeiten austauschte, um sich mit einem „Auf Wiedersehen morgen Abend“ zu verabschieden.

Und im „Marsch-marsch!“ ging es dann zur Kaserne, denn wer zu spät kam, der flog entweder drei Tage in den Kasten oder bekam wenigstens für die nächste Zeit Kasernen-Arrest.

„Abschied nehmen, wenn auch nur für kurze Zeit, ist ja wohl sehr traurig,“ dachte Wallberg, „und mir würde es ja auch sehr schwer werden, mich von der Geliebten, wenn auch nur für vierundzwanzig Stunden, zu trennen, aber Abschied nehmen in der Hoffnung oder der festen Zuversicht auf ein Wiedersehen ist entschieden

tausendmal besser, als kein Wiedersehen ohne Abschied —“

Eine Viertelstunde lang ging der Hornist der Wache, seiner Instruktion gemäß, blasend um die Kaserne herum und sandte sein Signal in die vier Himmelsrichtungen, denn im Norden, Süden, Osten und Westen des Weltalls, geschweige denn einer jeden Stadt, gib es Verliebte, die daran erinnert werden müssen, daß es Zeit wird, sich zu trennen, die daran gemahnt werden müssen, daß sie nicht immer zusammenbleiben können.

Mit dem Glockenschlag neun Uhr bließ der Hornist den letzten Ton in sein Horn, und in demselben Augenblick trat Wallbergs Bursche ins Zimmer.

„Haben der Herr Leutnant noch Befehle?“

Anstatt gleich zu antworten, stieß sein Herr einen neuen Seufzer aus:

„Das Leben ist keine fünf Taler wert, Peter.“

Der wunderte sich schon lange nicht mehr über die pessimistischen Anwandlungen seines

Herrn. Zu widersprechen hatte ja keinen Zweck, so stimmte er ihm denn bei:

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Na, mich freut's, daß du das trotz deiner Jugend schon einsiehst, und wenn du erst in meinem Alter bist, wenn du erst die Fünfundzwanzig überschritten hast und so gewissermaßen — wenn auch nicht gerade mit einem Fuß, so doch schon mit der äußersten Spitze des linken großen Zehes im Grabe stehst — — aber davon verstehst du ja doch noch nichts. Leg' dich schlafen und träume schön.“

„Und wann soll ich morgen früh wecken?“

„Gar nicht! — Peter, Du bist selbst für deine Dummheit merkwürdig wenig veranlagt. Ich habe doch morgen keinen Dienst. Da werde ich doch nicht aufstehen. Warum willst du mich da wecken? Wenn du Mittag gegessen hats, kannst du dich nach meinem Befinden erkundigen, aber nicht vorher, das verbitte ich mir.“

Peter zog sich in sein Schlafgemach zurück, aber schon eine Viertelstunde später stürzte er

mit allen Anzeichen des Schreckens wieder zu seinem Herrn ins Zimmer, nur mit dem vor-schriftsmäßigen Hemd bekleidet, und das reichte nicht einmal bis zu den Knien.

Wallberg hatte einen Augenblick ganz fest geschlafen, nun fuhr er erschrocken in die Höhe, als sein Peter ihn rüttelte und schüttelte.

Dann sah er ihn ganz verwundert an: „Mensch — bist du mondsüchtig geworden? — Willst du als männliche Isadora Duncan bar-füßig Traumtänze hüpfen? Was ist denn los!“

Peter konnte vor Aufregung zuerst gar nicht sprechen, dann kam es mühsam über seine Lippen: „Herr Leutnant, es it ein Unglück passiert, da draußen wird Alarm geblasen!“

Und jetzt klangen wirklich ganz deutlich die Töne des Alarmsignals herauf.

Mit einem Fluche sprang Wallberg in die Höhe: „Das wird bei Gott immer schöner! Nun hat man endlich 'mal einen dienstfreien Vormittag vor sich, und anstatt sich da aus-schlafen zu können, wird man aus dem Bett geholt, bevor man sich hineinlegte! Das soll nun ge-

sund sein. Und dabei behaupten alle Ärzte, der Schlaf vor Mitternacht wäre der beste!"

Peter hatte inzwischen die Uniform zurechtgelegt, half seinem Herrn in aller Eile in die feldmarschmäßige Ausrüstung und eilte dann selbst davon, um sich vorschriftsmäßig anzuziehen.

Als sie eine kleine Viertelstunde später den Kasernenhof erreichten, herrschte dort ein reges Leben und Treiben. Hoch zu Roß hielt da Oberst von Borgstedten mit seinem Adjutanten, auch die anderen dienstlich berittenen Herren saßen schon zu Pferde, und ein Wort, das sein Feldwebel, ihm zuflüsterte, übertraf Wallbergs schlimmste Befürchtungen: es war zu einer Nachtfelddienstübung alarmiert.

II.

Die Hoffnungen der sterblichen Menschen gehen nur in den allerseltensten Fällen in Erfüllung, die der Soldateska nie.

Als man nach dem Spiel der Trommeln und Pfeifen vom Kasernenhof abmarschierte in die immer dunkler werdende Nacht hinaus, da hoffte jeder, daß die Sache spätestens kurz nach Mitternacht ihr Ende erreicht haben würde.

Ahnungslos, wie die Untergebenen es nicht nur nach der Meinung der Vorgesetzten stets sind, ahnten sie nicht, daß um dieselbe Stunde auch die Nachbar-Garnison alarmiert worden war, die als Feind die heranmarschierende Truppe aufhalten sollte.

Es dauerte stundenlang, ehe man auf den Gegner stieß. Dann folgte ein endloses Gefecht, dann noch eine viel endlosere Kritik, und die Zeit, in der man als gebildeter Europäer mit mehr oder weniger Ruhe seinen Morgenkaffee zu trinken pflegt, war längst vorüber, als man endlich den Rückmarsch antrat.

Offiziere und Mannschaften waren in gleicher Weise ermüdet. Aber das darf man nicht zeigen — wenigstens den Zivilisten nicht.

So erwartete denn vor der Stadt die Regimentsmusik die Truppe, um die erschlafften

Geister zu beleben. Das Kommando „Tritt gefaßt!“ erschallte und im strammen Schritt ging es durch die Straßen.

Überall öffneten sich die Fenster und neugierige Gesichter blickten heraus, denen man deutlich die Freude über die Musik und das militärische Schauspiel anmerkte: Ja ja, die Soldaten haben es doch gut — wer so hinter der Musik einhermarschieren kann — das muß doch ein Vergnügen sein — —

Plötzlich ging es durch die Reihen: „Der Herr Oberst wird vor seiner Wohnung den Parade-marsch abnehmen!“ Und dann erfolgte die Ermahnung der Hauptleute: „Kerls, daß ihr mir die Beine streckt! Je müder der Mensch ist, desto besser marschiert er — das ist Ehrensache!“

Bei der vorderen Kompagnie hieß es da auch schon: „Augen rechts!“

Der Herr Oberst hielt dicht am Trottoir und ließ die Leute vorbeimarschieren.

Jetzt kam Wallbergs Kompagnie an die Reihe. „Fest im Tritt!“ ermahnte der Hauptmann noch einmal, dann senkte er salutierend

seinen Degen, um seine Kompagnie vorbeizuführen.

Auch Wallberg gab seinen Beinen einen energischen Ruck, aber als er noch etwa zehn Schritt von dem Oberst entfernt war, warf er zufällig einen Blick zu dem geöffneten Fenster hinauf und mit einem Male blieb er wie angewurzelt stehen und starrte mit offenem Munde und aufgerissenen Augen nach oben: dort lehnten sich außer der hochverehrten Kommandeuse zwei bildhübsche junge Mädchen zum Fenster hinaus — das eine war Mary, die schönste Regimentstochter, die es nach Aussage aller jungen Leutnants jemals gegeben hatte, und die andere war — sie! Niemand anders als sie!

Da ist sie!

Das war der einzige Gedanke, den Wallberg zu fassen vermochte, und ein Glücksgefühl sondergleichen erfüllte ihn. So hatte er sie also doch wiedergefunden! Er dachte nicht darüber nach, wer sie sein mochte, wie er sie jetzt so plötzlich wiederfände, ihm genügte es, daß sie da war.

Er war, von freudigem Schrecken erfaßt, so erregt, daß er sogar ganz vergaß, salutierend seinen Degen vor den Damen zu senken.

Er merkte auch gar nicht, daß seine Sektion, neben der er zu marschieren hatte, schon längst vorüber war — er sah und dachte nichts als ‚sie‘ — —

„Zu Himmelkreuzdonnerwetter, Herr Leutnant, sind Sie denn ganz verrückt geworden? Was stehen Sie denn da?!“

Der Oberst, dem das sonderbare Benehmen seines Offiziers aufgefallen war, hatte seinem Gaul die Sporen gegeben und hielt nun dicht vor dem Unglücklichen, der angesichts der zornig blitzenden Augen des Vorgesetzten es beinahe mit der Angst bekam.

„Antwort will ich haben, Herr Leutnant! Warum marschieren Sie nicht mit vorbei?“ rief der Kommandeur mit donnernder Stimme.

„Ich habe einen Wadenkrampf im linken Bein, Herr Oberst, — die Stiefelschäfte müssen zu eng sein — ich habe schon die ganze Nacht

Schmerzen gehabt — ich kann wirklich nicht mehr gehen —,

Wallberg wußte selbst nicht, wie ihm so plötzlich diese Ausrede einfiel. Den wahren Grund hätte er ja nie und nimmer angeben können.

Aber er mußte seine Entschuldigung sehr glaubhaft vorgebracht haben, denn das Gesicht des Kommandeurs nahm plötzlich einen milden Ausdruck an.

„So so — das ist etwas anderes. Das konnte ich natürlich nicht wissen — das tut mir aufrichtig leid. Ich kenne die Schmerzen; ich habe früher auch oft daran gelitten. Fragen Sie lieber den Arzt — mit so was ist nicht zu spaßen, gerade für einen Infanteristen nicht. Ich werde nachher den Stabsarzt 'mal zu Ihnen schicken, und wenn der es für besser hält, bleiben Sie lieber ein paar Tage zu Hause. Sie brauchen sich deswegen auch nicht krank zu melden, ich dispensiere Sie so.“

„Der Herr Oberst sind wirklich sehr liebenswürdig.“

Wallberg wußte nicht, was er sagen sollte. Deutlich hörte er es dem Kommandeur an, daß der es bereute, vorhin so heftig gewesen zu sein, und daß er das unter allen Umständen wieder gutmachen wollte. Wallberg hörte aus all den freundlichen Worten nur das eine heraus, daß er ihm einen Arzt schicken wollte und daß er ihm riet, ein paar Tage zu Hause zu bleiben.

Das sollte ihm gerade noch fehlen! Endlich hatte er die Geliebte wiedergefunden, und nun sollte er womöglich abermals gewaltsam daran verhindert werden, nach berühmten Beispiel errötend ihren Spuren zu folgen? Er dachte nicht daran. Und so nahm er sich denn vor, den Stabsarzt, falls er wirklich kommen sollte, so schnell wie irgend möglich wieder fortzuschicken.

Aber als der am Nachmittag erschien, dachte der nicht daran, sich sobald wieder fortzuschicken zu lassen. Er kam ja auf hohen Befehl: der Kommandeur hatte für den Kranken wirkliche Teilnahme gezeigt, da war es für ihn ganz selbstverständlich, daß Wallberg auch krank sein mußte.

Die Untersuchung, die auf das gewissenhafteste ausgeführt wurde, ergab, daß er zwar nicht an Krampfadern litte, daß die Wadenkrämpfe keine bestimmte, deutlich sichtbare Ursache hätten, daß aber dennoch eine gewisse Veranlagung dazu vorhanden wäre.

Das Wort „Lügen haben kurze Beine“ bewahrheitete sich hier nicht, wohl aber zeigte sich aufs neue, daß eine harmlose Ausrede oft die schwersten Konsequenzen haben kann, denn als der Arzt endlich ging, verordnete er dem Patienten für die nächsten drei Tage vollständige Ruhe, verbot ihm jegliches Ausgehen und übernahm es selbst, dem Vorgesetzten hiervon Kenntnis zu geben.

„Aber bester Herr Stabsarzt, ich bin doch gar nicht krank — ich habe dem Oberst doch nur etwas vorgeschwindelt!“ Jeden Augenblick lag das dem armen Wallberg auf der Zunge, aber er durfte es nicht aussprechen, denn wenn der Oberst das erfuhr — und das würde er ja sicher! — dann sperrte er ihn wegen Belügen eines Vorgesetzten auf Befragen in dienstlichen

Angelegenheiten erbarmungslos wieder ein paar Tage ein.

Und wenn er es dann wagte, sich der Geliebten, die anscheinend bei dem Kommandeur zu Besuch weilte und vielleicht gar eine Verwandte war, zu nähern, dann würde der Oberst ihn womöglich als einen viel bestraften und ganz unzuverlässigen Offizier der jungen Dame in solchen Regenbogenfarben schildern, daß diese für das Vergnügen danken würde, seine Frau zu werden — —

Und das sollte und mußte sie unter allen Umständen! Das stand für ihn viel fester als die Sonne am Himmel. Wovon er seine Frau später ernähren sollte, das wußte er nicht, darüber hatte er auch noch nie ernstlich nachgedacht, dazu war ja noch immer Zeit. Die Hauptsache war, daß er sie wiedergefunden hatte.

Mit welcher Leidenschaft hätte er ihr Fensterpromenaden gemacht, wenn sie nicht gerade bei dem Oberst wohnte und wenn er sich nicht z. B. auf Grund seiner Lüge jetzt hätte krank melden müssen!

So saß er wieder ein paar Tage fest und eine tödliche Angst befiel ihn bei dem Gedanken, daß sie inzwischen abreisen würde und er sie dann vielleicht nie wiedersähe.

Nur ein wahres Glück, daß er jetzt — im Gegensatz zu der Zeit seines Stubenarrestes — Besuch empfangen durfte! Da würde er schon heute abend Näheres über die junge Dame von den Kameraden in Erfahrung bringen. Bisher hatte er es nicht gewagt, ihnen von ihr zu erzählen, einmal um nicht geneckt zu werden, dann aber auch, um die anderen nicht auf eine Schönheit aufmerksam zu machen, die sie bisher vielleicht noch gar nicht entdeckt hatten.

Jetzt aber, wo sich die junge Dame am Fenster der Kommandeuse gewissermaßen öffentlich gezeigt hatte, konnte er im Laufe des Gespräches leicht eine harmlose Frage über sie stellen, ohne dadurch gleich Argwohn zu erregen.

Ein Blick auf die Uhr zeigte ihm, daß die Kameraden jetzt im Kasino bei Tisch säßen, und so schickte er durch seinen Peter eilends folgenden Brief an die Tischgesellschaft:

„Ich habe mich leider krank melden müssen. Jeder, der mich heute abend besuchen will, ist herzlichst willkommen. Teilt mir bitte mit, wie viele ich von Euch erwarten darf, damit ich mir für jeden ein Bierglas leihe. Das Faß Bier laßt mir bitte aus dem Kasino schicken, wenn es Euch recht ist, auf Eure Rechnung; Zigarren habe ich auch nicht – ein Aschenbecher steht für Euch alle zur Verfügung.“

Unter anderen Umständen hätte diese Einladung sicher ihren Zweck nicht verfehlt, aber die Kameraden waren ihm teilweise wirklich böse, daß er sich so ganz von ihnen zurückgezogen hatte. Als er gesund war, hatte er sich nicht um sie gekümmert, aber nun, da er krank war, sollten sie alle sofort erscheinen, wenn er nur darum bat!

Strafe mußte sein! Hatte er sie geärgert, wollten sie ihn wieder ärgern. Er sollte es auch kennen lernen, was es heißt: eine angenehme Gesellschaft zu entbehren!

So war die Antwort, die Peter zurückbrachte, wenig nach Wallbergs Geschmack:

„Ein unglücklicher Zufall fügt es, daß wir alle, wie wir hier sitzen, für heute abend bereits durch eine andere Verabredung gebunden sind. Wir fühlen es Dir aber nach, daß Du nicht allein sein willst, und haben den Avantageur von Bolten dienstlich beauftragt, Dir von sieben bis elf Uhr Gesellschaft zu leisten.“

Wallberg glaubte ordentlich das laute Gelächter zu hören, das den Worten des Witzboldes, der diesen Vorschlag machte, gefolgt sein mochte!

Denn der Avantageur war der Inbegriff der Schüchternheit, dazu mehr als schweigsam.

Das konnte schön werden, wenn der ihm vier Stunden Gesellschaft leisten sollte; der würde ja keine zehn Worte sprechen.

Aber vielleicht war es doch gerade gut, daß nur Bolten kam den konnte man ausfragen, so viel man wollte, ohne daß er was merkte, und wenn er dann alles gesagt hatte, konnte man ihn einfach unter dem Vorwande, Schmerzen zu haben und müde zu sein, nach Hause schicken.

Selbstverständlich mußte dafür gesorgt werden,

daß der Alkohol ihm etwas die Zunge löste. Und so mußte Peter denn außer den nötigen Flaschen Bier auch noch eine Flasche Kognak aus dem Kasino besorgen.

Mit dem Glockenschlag sieben klopfte es an Wallbergs Tür und der Avantageur erschien: ein mittelgroßer, schlanker, junger Mensch von achtzehn Jahren, mit roten Backen und einem vollständigen Kindergesicht.

Den Helm auf dem Kopfe stand er in strammer Haltung auf der Schwelle: „Avantageur von Bolten meldet sich von sieben bis elf Uhr zur Unterhaltung des Herrn Leutnant kommandiert.“

Dieser dienstliche Anfang ließ ja eine recht angenehme Fortsetzung erwarten; trotzdem reichte Wallberg ihm freundlich die Hand:

„Es ist nett von Ihnen, Fähnrich, daß Sie wenigstens zu mir kommen. Na, legen Sie ab und machen Sie es sich bequem. Hoffentlich haben Sie heute abend nichts Anderes vor.“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Umso besser. So, hier sind Zigaretten.“

Genieren Sie sich nicht. Und nun machen Sie sich in dem amerikanischen Stuhl breit. Auf dem Chaiselongue muß ich meines Beines wegen selber liegen. Und nun erzählen Sie 'mal, wie geht's Ihnen denn?"

„Danke gut, Herr Leutnant.“

„Die Nachtübung gut bekommen?"

„Ich war gar nicht mit, Herr Leutnant; ich war auf Wache.“

„Herrgott, Fähnrich, haben Sie aber einen Dussell! Na, hier, trinken Sie ein Glas Bier. Aber erst gießen Sie sich einen Kognak hinter die Binde. Zu Abend haben Sie hoffentlich schon gegessen?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

Das entsprach zwar keineswegs der Wahrheit, aber das durfte er nicht eingestehen, er konnte doch unmöglich seinem Leutnant Unbequemlichkeiten bereiten!

„Na, denn Prost, Fähnrich! Und nun erzählen Sie mal: was gibt's denn Neues im Städtchen?"

„Gar nichts, Herr Leutnant, wenigstens weiß ich nichts.“

„Absolut nichts?“

„Nichts.“

„Viel ist das ja gerade nicht.“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Na, denn Prosit, Fähnrich.“

Wie er das im Kasino gelernt hatte, wollte der Avantageur, nachdem er im großen Stuhl Platz genommen hatte, auch jetzt in die Höhe springen, als sein Leutnant ihm zutrank, und stehnd sein Glas leeren. Aber aus dem Klappstuhl kam er nicht so schnell hoch und um ein Haar hätte er den einzigen Luxusgegenstand der Wohnung — eine hohe Konsole mit einer alten Uhr — umgeworfen.

„Um Gotteswillen, Fähnrich, demolieren Sie mir meine Schätze nicht! Und vor allen Dingen bleiben Sie ruhig sitzen! Denn wenn Sie jedesmal aufstehen wollten, wenn ich Ihnen zutrinke, wäre es viel praktischer, Sie blieben gleich stehen. — Nehmen Sie noch einen Kognak? Na, selbstverständlich. So, und hier ist Ihr Bier — — Prosit!“

Beide kippten ihren Kognak herunter. Dann herrschte tiefstes Schweigen.

Der Fähnrich wagte nicht zu sprechen, ganz abgesehen davon, daß er nichts zu sagen wußte, und Wallberg wußte nicht, wie er auf das kommen sollte, was ihn am meisten beschäftigte.

„Sagen Sie 'mal, Fähnrich, sagen Sie mal,“ begann er endlich von neuem, „wissen Sie denn wirklich gar nichts?“

„Nicht daß ich wüßte, Herr Leutnant.“

Wallberg mußte sich selbst gestehen: auf Umwegen kam er schon deshalb nicht dahin, wo er wollte, weil er die Umwege nicht zu finden wußte.

Und so sagte er denn, plötzlich mit der Tür ins Haus fallend: „Wenn Sie heute nacht auf Wache waren, dann haben Sie auch sicher vor der Wohnung des Kommandeurs gestanden oder wenigstens Posten aufgeführt. — Haben Sie da nicht auch die schöne junge Dame gesehen, die dort zu Besuch ist? Wie heißt sie doch noch? — Herrgott, Fähnrich, helfen Sie doch 'mal —“

Und es geschah ein Wunder: er half wirklich.

„Meinen der Herr Leutnant vielleicht Fräulein von Göbel?“

Mit einem Sprung richtete sich Wallberg in die Höhe: „Natürlich, ja, selbstverständlich, wie konnte ich den Namen nur vergessen.“

Der Fähnrich war wirklich ein idealer Bengel, für so klug hätte er ihn eigentlich gar nicht gehalten! Na, im Kasino mochte der Name ja oft genug genannt worden sein, aber war er erst so weit, dann würde er jetzt auch schon weiter kommen.

„Richtig. Fräulein von Göbel!“ wiederholte er noch einmal. „Wissen Sie, Fähnrich, ich merke, daß ich alt werde. Mein Gedächtnis läßt in einer schauderhaften Weise nach. Was ich eben wußte, habe ich in der nächsten Minute wieder vergessen. Aber das will ich mir doch merken: Fräulein von Gröhe.“

„Nein — von Göbel, Herr Leutnant, Fräulein Lucy von Göbel.“

Am liebsten hätte er dem Fähnrich einen Kuß gegeben. Statt dessen schlug er sich mit der Hand vor die Stirn: „Ich muß mir wirklich nächstens auf Regimentskammer einen anderen Schädel verpassen lassen, dieser funk-

tioniert nicht mehr richtig. Ja, ja, Fräulein Lucy von Göbel."

Lucy! Welch schöner Name! (Jeder andere wäre ihm natürlich ebenso schön erschienen.)

„Haben Sie die junge Dame schon kennen gelernt, Fähnrich?“

„Nein, Herr Leutnant. Ich weiß nur, was die Herren Offiziere im Kasino erzählen, das habe ich mit angehört.“

„Nun, was war denn das?“

Das klang so erwartungsvoll, daß Wallberg sich verpflichtet fühlte, seine Worte etwas abzuschwächen:

„Sie müssen mich nicht falsch verstehen, Fähnrich, nicht etwa glauben, daß ich aus irgendeinem besonderen Grunde frage. Aber Sie wissen ja, daß ich neulich erst ein paar Tage — hm, hm — verreist war, jawohl, verreist. Und nun bin ich wieder krank. Da weiß man ja gar nicht mehr, was hier passiert. Und nun erzählen sie 'mal. Aber erst trinken Sie, Ihnen muß ja die Kehle ganz eintrocknen. So, und nun kramen Sie 'mal aus.“

Aber anstatt in einer zusammenhängenden Schilderung zu erfahren, was er wissen wollte, mußte er das mit zahllosen Fragen erst heraus-holen, bis er endlich klar sah: Fräulein von Göbel war eine Freundin der Regimentstochter, ihr Vater war Großgrundbesitzer. „— er soll sogar Millionär sein,“ meinte der Fähnrich, ob-gleich die Herren Leutnants im Kasino behauptet hätten, solche Leute gäbe es nur in Märchen-büchern, und er glaube das auch, denn er wisse auch nicht genau, was eine Million sei. Der Vater wolle in der nächsten Woche herkommen, seine Tochter abholen und dann mit ihr eine Reise nach Norwegen und Schweden machen.

Fräulein von Göbel solle ein sehr schönes Mädchen sein und auch eine sehr gute Reiterin. Neulich hätte sie sogar den großen Fuchs des Herrn Oberst geritten, wäre aber doch mit dem bei einer Hürde gestürzt und hätte ein paar Tage zu Bett liegen müssen. Das sei auch der Grund, daß man im Kasino noch immer nicht das Gartenfest gegeben hätte. Man wolle nun damit warten, bis ihr Vater käme, da solle das

zugleich auch ein Abschiedsfest werden, obgleich die junge Dame den meisten Herren unbekannt wäre. Sie alle kannten sie nur von Ansehen; denn das sei das Merkwürdige an der jungen Dame, die Herren Leutnants hätten das das „zauberhaft Geheimnisvolle“ genannt, daß der Vater gebeten hätte, seiner Tochter möglichst wenig Leutnants vorzustellen. Das Offizierkorps erblicke darin mit Recht eine Beleidigung. Da sie aber doch nicht alle den alten Herrn fordern könnten, so hätten sie beschlossen, dieses Gartenfest zu geben. Da solle er sich davon überzeugen, wie nette Kerls — der Fähnrich sagte „Herren Kerls“ — die Herren Leutnants wären, sie wollten ihn durch ihre Liebenswürdigkeit so bezaubern, daß er seine Reise verschob und noch wochenlang hierbliebe, und dann sollte einer von ihnen Fräulein Lucy heiraten, das wäre fest beschlossen. Sie wüßten nur noch nicht, wer sie heiraten solle. Wollen wollten sie sie alle, aber sie sähen ja selbst ein, daß das nicht ginge.

Um sieben war der Fähnrich gekommen —

eine Viertelstunde später hatte das Verhör begonnen, und als Wallberg endlich alles wußte, war es kurz nach zehn Uhr.

Und die Kognakflasche war leer.

Aber sie hatte ihre Schuldigkeit getan. Wallberg mochte gar nicht daran denken, wie lange die Sache gedauert hätte, wenn der Alkohol dem Fähnrich nicht die Zunge gelöst hätte! Und trotzdem waren ihm die Worte eigentlich nur tropfenweise über die Lippen gekommen.

Alles, was Wallberg zu hören bekam, interessierte ihn auf das höchste und ließ sein Herz unruhig schlagen: man plante ein Gartenfest; er würde die Geliebte aus nächster Nähe sehen, ihr vorgestellt werden und mit ihr sprechen! Und auch den Vater würde er kennen lernen. Allerdings schien der Mann über den Wert eines preußischen Leutnants ja wahrhaft vorsintflutliche Ansichten zu haben, der schien gar nicht zu wissen, daß von den Leutnants nicht wie von den Zivilisten zwölf auf ein Dutzend gehen, sondern höchstens, aber auch allerhöchstens! zwei. Dem Manne wollte er schon die Augen öffnen, und

er würde es schon verstehen, seine persönlichen Vorzüge in das hellste Licht zu setzen.

Gewiß: er war ein Windhund — aber gewesen, gewesen.

Gewiß: er hatte Schulden — gemacht, früher gemacht.

Gewiß: er hatte sehr gerne und, wenn er konnte, auch sehr reichlich Champagner getrunken — er hatte, er hatte .

Auch sonst hatte er noch so manches getan — — aber auch das hatte er getan.

Aber jetzt gab es doch keinen solideren Menschen als ihn, und vor allen Dingen: wo gab es jemand, der Fräulein Lucy annähernd so liebte, wie er, obgleich er sie bisher nur zweimal gesehen hatte?!

Er liebte sie wirklich. Seine Gedanken galten nur ihr, und da mußte es ihn empören, daß auch die Kameraden es wagten, ihre Augen zu ihr zu erheben, daß sie sich nicht scheuten, öffentlich im Kasino darüber zu sprechen, daß einer von ihnen sie heiraten würde!

Natürlich war das nur ein Scherz, aber ein

sehr schlechter. Wenigstens nahm er das zur Ehre seiner Kameraden an.

Und diesen Gefühlen, die sein Herz bestürmten, machte er endlich Luft:

„Sehen Sie 'mal, Fähnrich,“ begann er, „was Sie mir da sagten, hat mich sehr interessiert, und ich freue mich, daß es mir Gelegenheit gibt, Ihnen eine gute Lehre zu erteilen. Sehen Sie 'mal, Fähnrich, das Schönste, was Gott erschaffen hat, ist das Weib. Sie sind noch zu jung, um meine Worte in ihrem ganzen Umfang ermessen zu können, aber recht habe ich doch. Und über das Schönste auf der Welt soll man ebenso wenig öffentlich sprechen, wie über das Heiligste: über die Religion. Wer es dennoch tut, lästert. Und man lästert die Schönheit, wenn man sie durch profane Gespräche in den Staub zieht. Nehmen Sie es sich fest vor, nie als Leutnant über eine junge Dame im Kasino zu reden! Das tut man nicht, und wenn man es trotzdem tut, so tut man es trotzdem nicht! Haben Sie das verstanden?“

Aber der antwortete nicht. Statt dessen tönnten aus dem Stuhle, der so stand, daß ihn Wallberg, der auf der Chaiselongue lag, nicht übersehen konnte, regelmäßige Atemzüge.

Der Fähnrich, der von der Wache ermüdet sein mochte und der auf Veranlassung seines Gastgebers zum mindesten eine halbe Flasche Kognak nebst dem dazu gehörigen Quantum Bier getrunken hatte, um redselig zu werden, war fest entschlummert.

„Sie — Fähnrich, werden Sie 'mal wieder lebendig, ja?! — Ich verabreiche Ihnen hier gratis und franko meine größten Lebensweisheiten — und anstatt mir beizustimmen, schnarchen Sie mir 'was vor. Sie, Fähnrich! Sind Sie denn ganz von jedem Respekt vor dem Vorgesetzten verlassen? — — Fähnrich !!“

Aber der hörte nicht. Das Haupt war ihm tief auf die Brust gesunken und er hielt seine Hände gefaltet, als wenn er vor dem Einschlafen noch gebetet hätte — — —

Wallberg empfand Gewissensbisse: Ich hätte ihm lieber Zuckerwasser geben sollen, aber

schließlich habe ich ihn auf manchem Liebesmahl schon mehr kneipen sehen als heute abend. Die stillen Kehlen sind meistens nicht nur sehr durstig, sondern auch sehr tief — na, lassen wir ihn schlafen.

Aber plötzlich gab es einen Bums — der Fähnrich hatte mit den Füßen eine ungeschickte Bewegung gemacht, gegen die Leiste für die Fußlehne gestoßen und diese in die Höhe gehoben. Der Klappstuhl klappte in sich zusammen — der Fähnrich klappte mit.

Auf der Erde fand er sich wieder.

„Guten Morgen, Fähnrich.“

Aber der sagte auch jetzt noch nichts. Wohl saß er da mit offenen Augen, aber die blickten so starr und blöde in die Welt, daß Wallberg sich der Erkenntnis nicht länger verschließen konnte: der junge Mann hat trotz der Blüte seiner Jahre schon einen richtigen Schwips — das ist eine nette Geschichte. Was machen wir da?

Er trat auf ihn zu und nahm ihn am Arm.

„Wollen Sie nicht lieber ein bißchen aufstehe, Fähnrich? Kommen Sie, ich werd' Sie auf das Sofa legen.“

Aber der Fähnrich saß auch jetzt da und rührte und regte sich noch nicht.

Wallberg bekam es mit der Angst: wie sollte das enden?

Da sprang der Fähnrich plötzlich in die Höhe und stellte sich in Positur: „Ich werde jetzt nach Hause gehen, Herr Leutnant.“

Es dauerte ziemlich lange, bis er die Worte über die Lippen gebracht hatte. Wallberg stimmte ihm lebhaft bei:

„Ja, tun Sie das. Aber wissen Sie: ich werde Ihnen lieber meinen Burschen mitgeben, das ist für alle Fälle besser; es ist draußen auf der Straße sehr dunkel, da sehen Sie es vielleicht nicht gleich, wenn ein Vorgesetzter kommt. Warten Sie einen Augenblick — aber setzen Sie sich lieber so lange aufs Sofa, der Tisch ist nämlich sehr wacklig — und wenn Sie sich so fest auf ihn stützen, verliert er am Ende noch sein letztes heiles Bein —“

Es kostete fast noch mehr Mühe, Peter aus dem Schlaf zu bekommen als den Fähnrich, aber endlich gelang auch das, und wenig später trat der Bursche ins Zimmer, um seine Instruktion zu empfangen.

„Ich bleibe auf, bis du zurück bist, Peter. Dann berichtest du, ob du den Herrn Fähnrich glücklich ins Bett gebracht hast. Vergiß nicht, ihn ganz auszuziehen und dann das Licht auszumachen. Du brauchst aber nicht etwa zu glauben, daß der Herr Fähnrich zu viel getrunken hat — er ist nur schlaftrunken. Er war auf Wache und ist übermüdet — er ist ja noch so jung.“

Peter warf einen verständnisvollen Blick auf die zahllosen leeren Flaschen, dann nahm er den armen Avantageur wie ein kleines Kind unter den Arm und zog mit ihm ab.

Als er eine gute halbe Stunde später zurückkam, machte er ein Gesicht, das nicht allzu viel gutes verriet, und dann erzählt er das Unglück: der Fähnrich hatte plötzlich auf dem Nachhauseweg einen unüberwindlichen Durst verspürt. Er

hatte absolut noch irgendwo irgendetwas trinken wollen; Peter hatte das natürlich nicht erlaubt, und so wäre es zwischen ihm und dem Herrn Fähnrich plötzlich zu einem lauten Wortwechsel gekommen, von dem kein Mensch etwas gehört hätte, wenn nicht gerade zufällig jemand dazu gekommen wäre.

Und dieser jemand war kein anderer gewesen, als — der Herr Oberst, der sich Begleitung von drei Damen befunden hätte.

Auch das noch! stöhnte Wallberg im stillen: die Kommandeuse, die Regimentstochter — und zum Überfluß auch noch Fräulein von Göbel.

Peter hatte dem Herrn Oberst alles erzählen müssen, wer der andere betrunkene Musketier wäre, — bis er dann den Herrn Fähnrich trotz der Dunkelheit erkannt hätte, — woher der Fähnrich käme, und alles mögliche.

Und die Damen hätten ein paar Schritte davon entfernt gestanden und auf das Ende der Unterredung gewartet.

„Und du glaubst wirklich, Peter, daß sie alles gehört haben?“

„Ganz sicher, Herr Leutnant. Denn dreimal hat der Herr Oberst mit ganz lauter Stimme gesagt: ‚So, so, — der Herr Leutnant von Wallberg! Das will ich mir doch merken!“

„Wenn er es vergessen wolte, wär's mir lieber!“, dachte Wallberg; dann schickte er Peter schlafen.

Er selbst aber blieb in einer ziemlich unbehaglichen Stimmung noch auf. Er sprach sich allerdings von jeder Schuld an der Trunkenheit des Fähnrichs frei, aber trotz alledem — —

Wenn nur der Oberst nicht dazwischen gekommen wäre!

Die hohen Vorgesetzten haben wirklich ein Talent, gerade dann aufzutauchen, wenn man sie nicht gebrauchen kann, das bewundernswert ist.

Und seine Damen hatte er auch noch bei sich gehabt! Das mußte ja auf Fräulein von Göbel einen ganz ausgezeichneten Eindruck machen, wenn sie erfuhr, daß er den Fähnrich betrunken gemacht hatte! Denn so würde der Oberst seiner Begleitung natürlich die Sache geschildert haben.

„Verflucht noch mal!“

Imgrimmig warf er ein Buch an die Wand.

Wenn der Oberst wenigstens nur nicht dreimal gesagt hätte, daß er sich seinen Namen merken wolle. Der vergaß schon sowieso nichts, und nun erst, wenn er etwas nicht vergessen wollte!

Selbst als er sich endlich schlafen legte, verfolgte ihn dieser Gedanke, und schon am nächsten Morgen erschien eine Ordonnanz vom Regimentsbureau in seiner Wohnung mit der schriftlichen Mitteilung, der Herr Oberst wünsche den Herrn Leutnant, sobald dessen Gesundheit es ihm erlaube, in dienstlicher Angelegenheit auf dem Bureau zu sprechen.

Dann melde ich mich überhaupt nicht wieder gesund — da verfallt ich von einem Wadenkrampf in den anderen — ich lasse mir von dem Stabsarzt einen Totenschein ausstellen und mich auf Regimentskosten solange auf Urlaub schicken, bis ein Grabhügel über die Geschichte gewachsen ist.

Das waren so seine ersten Gedanken. Aber

ebenso schnell, wie er sie gefaßt hatte, verwarf er sie wieder. Je länger der Oberst Gelegenheit hatte, sich in Zorn gegen ihn hineinzureden, desto schlimmer wurde es.

Das beste war: er ging gleich heute, nein, noch besser: morgen, dann konnte er sich auch gleich wieder gesund melden.

Der Oberst würde sich über seinen Eifer freuen, daß er sich freiwillig dem königlich preußischen Dienst wieder zur Verfügung stellte, und das würde seine Erregung ganz bedeutend herabstimmen.

Als sich aber Wallberg am nächsten Mittag bei seinem Kommandeur melden ließ, freute der sich gar nicht, und je länger er seinen Leutnant ansah, je länger er mit ihm sprach, desto erregter wurde er.

„Ich will zu Ihrer Ehre annehmen, Herr Leutnant, daß Sie den Fähnrich nicht absichtlich betrunken gemacht haben! Aber trotzdem gibt es für Ihr Verhalten keine Entschuldigung. Sie hätten aufpassen müssen, daß er nicht zu viel trank. Sie mußten daran denken, daß er noch

nach Hause zu gehen hatte, daß er den Blicken der Vorgesetzten und vor allen Dingen denen der Zivilisten ausgesetzt war! —“

So ging das in einem Tone weiter. Und als er endlich schloß, tat er es mit den Worten: „Ich bestrafe Sie mit fünf Tagen Stubenarrest, Herr Leutnant, das ist die zweite Strafe, die ich in kurzer Zeit über Sie verhängen muß. Zwingen Sie mich noch einmal, in dieser Weise gegen Sie vorzugehen, dann lasse ich Sie in eine Grenzgarison versetzen, in der die Sonne nur an den Sonntagnachmittagen scheint. Das lassen Sie sich gesagt sein. Ich danke Ihnen. Sie haben Ihre Strafe sofort anzutreten.“

Kladderadatsch — da saß er schon wieder fest.

Als er draußen war, wußte er zuerst nicht, ob er weinen oder lachen solle! Dann aber stieß er einen grausigen Fluch aus. Jedoch mitten drinn hielt er plötzlich inne, denn vor ihm stand die Regimentstochter und neben ihr — Fräulein von Göbel.

Lachend reichte Mary, die Regimentstochter, ihm die Hand: „Aber was haben Sie denn,

Herr von Wallberg? Wie kann man nur bei so schönem Wetter so schlechter Laune sein?"

Dann stellte sie ihn ihrer Freundin vor.

Wallberg war sonst alles andere als verlegen. Aber als er sich jetzt der jungen Dame, mit der sich seine Gedanken Tag und Nacht beschäftigten, gegenüber sah, wurde er so verwirrt, daß er kein Wort hervorbrachte, sondern nur die Hand grüßend an die Mütze legte.

Statt dessen ergriff Lucy gleich das Wort: „Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Herr Leutnant. Par distance sind wir uns ja schon keine Fremden mehr. Ich glaube, ich bin Ihnen schon einmal auf der Straße begegnet — und dann habe ich Sie vor zwei Tagen gesehen, als Sie plötzlich vor dem Hause nicht weiter marschieren konnten. Sie taten mir zuerst schrecklich leid, aber als ich dann erfuhr, was Ihnen fehlte, — nehmen Sie es mir nicht übel — — da habe ich furchtbar lachen müssen.“

„Bitte, bitte, gnädiges Fräulein, von Übelnehmen ist gar nicht die Rede, ganz im Gegenteil: die Sache war ja auch wahnsinnig komisch

— ich muß auch immer noch lachen, wenn ich daran denke. Ich kam mir vor wie so'n Automobil, dem plötzlich das Benzin ausgegangen ist und das nun mit einemal nicht weiter von der Stelle kommt. Nur daß ich dann nicht von Pferden nach Hause gezogen wurde, sondern auf meinem eigenen Rappen weiter reiten mußte."

Mensch, Wallberg, red' doch nicht solchen albernem Blödsinn, zeig doch, daß du ein ganzer Kerl bist, sonst kannst du ja gar nicht gefallen!

Aber ihm fiel absolut nichts Vernünftiges ein. Er sprach darauf los, nur um sie dadurch zum Bleiben zu zwingen.

Ganz wider alles Erwarten mochte sein Unsinn den jungen Damen aber doch gefallen, denn ein paarmal lachten sie lustig auf, und namentlich Lucy schien sich über ihn zu amüsieren. „Sind Sie immer so vergnügt?“ fragte sie, als er jetzt schwieg.

„Aber Lucy, ich habe dir doch erzählt, daß Herr von Wallberg nicht nur bei den Kame-

raden, sondern auch in den Familien den Namen „der Windhund“ führt, — der ist immer lustig!“

„Erlauben Sie 'mal, gnädiges Fräulein,“ verteidigte sich Wallberg, während er von neuem verlegen wurde, „diesen ehrenvollen Beinamen verdiene ich schon lange nicht mehr. Seit acht Tagen habe ich mich in einer Art und Weise zu meinem Vorteil verändert, die wahrhaft erschreckend ist. Ich bin überhaupt die Solidität selbst geworden.“

Wieder lachten die jungen Damen auf, und die Regimentstochter rief: „Das haben Sie vorgestern Abend an dem kleinen Fähnrich ja glänzend bewiesen; den hatten Sie nett zugerichtet! Papa war schön böse auf Sie! Sie müssen uns sehr dankbar sein, wir haben Sie sehr in Schutz genommen, sonst hätte er Ihnen sehr deutlich seine Meinung gesagt.“

Noch deutlicher? Das ist wohl gar nicht möglich! wollte Wallberg sagen. Aber im letzten Augenblick schluckte er die Worte doch noch hinunter. „Die Damen sind wirklich sehr

liebenswert, ich weiß tatsächlich nicht, wodurch ich das verdient habe.“

„Wir sind nicht so edel, wie Sie glauben, Herr Leutnant, — es ist auch ein großes Stück Egoismus dabei, — nicht wahr, Lucy?“ entgegnete Mary, und als die Freundin ihr zugestimmt hatte, fuhr sie fort: „Sie haben doch natürlich auch schon von dem Gartenfest gehört, das für die nächsten Tage geplant wird? Wir haben uns dafür eine Überraschung ausgedacht, bei der Sie uns behilflich sein müssen. Denn Sie eignen sich dazu am besten. Papa erklärte zwar: Jeder andere könne das ebenso gut, aber der kennt nur die dienstlichen Leistungen seiner Herren, die gesellschaftlichen können wir Damen viel besser beurteilen. Paßt es Ihnen vielleicht, heute Nachmittag zum Kaffee zu uns zu kommen? Dann könnten wir alles besprechen.“

„Aber natürlich, mit dem größten Vergnügen!“

Da fiel ihm plötzlich sein Stubenarrest wieder ein. „Das heißt,“ verbesserte er sich schnell, — „ich denke eben daran — gerade heute wird es doch wohl nicht gut gehen — ich habe ganz

vergessen, daß ich zum Scheibenstand hinaus muß — und es ist immer ganz ungewiß, wie lange das dauert. Aber morgen, — oder noch besser übermorgen — oder überübermorgen — —“ er rechnete sich im stillen aus, das wievielte übermorgen der Tag denn eigentlich wäre, an dem er die goldene Freiheit wieder genösse. Und der Kuckuck mochte wissen, wie lange er sie dann genießen würde, bis er wieder festsaß. Erst Arrest — dann krank — dann wieder Arrest — was kam dann an die Reihe?

„Nein, das geht nicht, das geht unter keinen Umständen, Herr Leutnant,“ rief jetzt Lucy von Göbel, „dieser Dienst scheint ja eine ganz schauderhafte Einrichtung zu sein!“

„Er ist es sogar, gnädiges Fäulein. „Aber wenn Sie die leider nur so kurze Zeit Ihres Hierseins dazu benutzen wollten, den Dienst entweder ganz abzuschaffen oder wenigstens die Einrichtung zu treffen, daß er zu Ende ist, bevor er anfing — ich garantiere Ihnen, Sie würden sich dadurch in den Herzen sämtlicher preußischer Leutnants ein Denkmal setzen, das noch unver-

gänglicher wäre, als das der dramatisierten Jungfrau von Orleans.“

„Sie scheinen mir trotz Ihrer gegenteiligen Versicherung, mit Erlaubnis zu sagen, doch auch jetzt noch ein Windhund zu sein,“ neckte Lucy ihn. Und zu der Freundin gewandt, sagte sie: „Wir müssen nachher zusammen Deinen Vater bitten, daß er den Herrn Leutnant wenigstens für die Nachmittage vom Dienst dispensiert; die müssen Sie einfach für uns frei haben. Das ist Ihnen doch recht?“

„Bei dem Dienst, der mir für die nächsten Tage angesetzt ist, ganz besonders, gnädiges Fräulein.“ Und damit Mary bei ihren militärischen Kenntnissen nicht den wahren Zusammenhang erriete, fuhr er fort: „Ich habe nämlich eine große schriftliche Arbeit aufbekommen, die möglichst bald fertig sein soll, da muß ich den ganzen Tag zu Hause bei den Büchern sitzen.“

„Und das gerade jetzt bei diesem schönen Wetter?“ unterbrach Lucy ihn voller Mitleid. „Für solche Arbeit sind doch Winterabende da.“

Er sah sie voller Begeisterung an: „Warum

sind Sie nicht Regimentskommandeur geworden, gnädiges Fräulein? Unter Ihrem Kommando zu stehen müßte wirklich ein Vergnügen sein, denn Sie haben über alles, was mit dem Dienst zusammenhängt, Anschauungen, die jedem Leutnant mehr als sympatisch sein müssen.“

„Und Sie haben wirklich Anschauungen, die mehr als sonderbar sind,“ rief sie belustigt — „ich als Regimentskommandeur?! Ehe sich den Damen trotz aller Frauenbewegung die militärische Karriere öffnet, wird noch viel Wasser vom Himmel heruntersinken.“

„Leider,“ stimmte er ihr bei. „Und das ist wirklich schade, gnädiges Fräulein. Stellen Sie es sich nur 'mal vor, wenn Sie in voller Uniform das Regiment anführten, wie das die Prinzessinnen tun, wenn sie zum Chef einer Truppe ernannt sind! Sie sollten 'mal sehen, wie wir da die Beine strecken würden — so hoch —.“ Unwillkürlich machte er einen Paradeschritt. „Und nun erst, wenn Sie dann zur Seite herausgaloppierten und das Regiment vorbeimarschieren ließen, — da sollten Sie Ihr

Regenbogenwunder erleben! Aber sie müßten dann eine Änderung des Reglements dahin treffen, daß auch die Offiziere im rechten Flügel die Augen rechts nehmen und Sie ansehen dürften, — denn sonst wären die anderen Kameraden zu sehr bevorzugt.“

„Und was würden Sie mit mir machen, wenn ich als Oberst alt und häßlich geworden bin?“

„Pardon, gnädiges Fräulein,“ unterbrach er sie schnell, „zunächst werden Damen überhaupt nie alt, sondern höchstens älter, und schöne Damen werden nie häßlich, sondern behalten ihre Schönheit bis ins Greisenalter. Wenn aber trotzdem 'mal eine Dame in dieser Hinsicht eine Ausnahme machen sollte, dann müßte sie eben verabschiedet werden. Das wäre zwar grausam, aber wir Herren werden ja auch alle fortgeschickt, meistens noch dazu, wenn wir in der Blüte und der Anmut unserer Jahre stehen — —“

„Tragen Sie sich etwa auch schon mit solchen Gedanken?“ fragte Mary ihn.

„Da müssen Sie meine Vorgesetzten fragen, gnädiges Fräulein, die denken in dieser Hinsicht für uns. — Bis zu einem gewissen Grade ist das ja auch sehr bequem. Wie mancher Zivilist zerbricht sich nicht darüber den Kopf, ob er dies oder jenes Ziel erreicht, das er sich gesteckt hat, auch wirklich erreichen wird. Gottseidank ist bei uns das Denken den Untergebenen verboten, das ist den höheren Vorgesetzten vorbehalten.“

„Wenn Papa hörte, daß Sie solche sozialdemokratischen Ansichten haben und sich derartig über die Autorität lustig machen, —“

Wallberg wußte ganz genau, daß es Mary mit ihren Worten nicht ernst war, trotzdem spielte er den Erschrockenen: „Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein, tun Sie mir den einzigen Gefallen und verraten Sie mich ihrem Vater nicht! Der wäre imstande, andere Anschauungen zu haben, als ich, und so 'was ist für den Untergebenen immer peinlich. Es kommt dann meistens zu einer Aussprache, die nicht nur an Deutlichkeit, sondern auch an Einseitigkeit meist nichts zu wünschen übrig läßt — und alles

Einseitige ist mir verhaßt. Überhaupt darf Ihr Herr Vater gar nicht wissen, daß ich mich hier so lange mit Ihnen unterhielt —er hat mir einen wichtigen, sehr eiligen Auftrag gegeben, und wenn er eine Ahnung hätte, daß ich hier noch stände, dann würden — mit Respekt zu vermelden — sämtliche Register der Teufelsorgel aufgezogen, und das würde eine Musik werden, die ich, gutmütig wie ich bin, jedem anderen viel lieber als mir gönne.“

Er zog die Uhr aus der Tasche und warf einen Blick auf das Ziffernblatt! „Um Gotteswillen, es wird die höchste Zeit für mich, ich bitte um Entschuldigung, wenn ich mich so schnell verabschiede.“

Beide Damen reichten ihm zum Abschiede die Hand: „Auf Wiedersehen, Herr Leutnant. Sobald wir mit dem Herrn Oberst sprachen, schicken wir Ihnen Nachricht, wann wir Sie erwarten.“

„Ach ja, bitte — — das heißt, ich meine — die Damen brauchen nur zu befehlen, und ich stehe Ihnen jede Minute zur Verfügung.“

Gleich darauf eilte er seiner Wohnung entgegen.

Er hatte den Befehl, seinen Arrest sofort anzutreten. Trotzdem hatte er fast eine halbe Stunde mit den Damen verplaudert. Das konnte ihm unter Umständen teuer zu stehen kommen, denn wenn er ernstlich gewollt hätte, würde er sich unter dem Vorwande eines dienstlichen Auftrages natürlich sofort haben freimachen können.

Aber das war ihm im Augenblick ganz einerlei, darüber dachte er gar nicht weiter nach. Er schwamm in einem Meer von Glückseligkeit: er hatte die Geliebte gesehen, sich an ihrer Gegenwart berauschen dürfen, er hatte mit ihr gesprochen, ihre Stimme und ihr Lachen gehört und vor allen Dingen den Eindruck gewonnen, als wenn Sie an seinem Wesen Gefallen fände — —

Er war doch wirklich ein Glückspilz! Was die anderen Kameraden vergebens erstrebten, Fräulein Lucys Bekanntschaft zu machen, war ihm gewissermaßen in den Schoß gefallen. Und

wenn die anderen es auf dem Kasinofeste versuchen würden, ihre Gunst zu erringen, dann war er ihnen schon wenigstens um eine Nasenlänge voraus —

Und seine Nase war zwar nicht übertrieben groß, aber doch auch nicht gerade klein, die sollten sie erst 'mal einholen.

So schritt er denn in einer beinahe übermütigen Stimmung durch die Straßen der Stadt. Aber als er seine Wohnung betrat, war es mit der guten Laune plötzlich dahin.

Nun saß er ja wieder fünf Tage fest. Fünf lange Tage durfte er nicht auf die Straße gehen, keine Besuche empfangen, ja, den strengen Bestimmungen gemäß, nicht einmal zum Fenster hinaussehen. Das letzte mal hatte er nur drei Tage gesessen, und schon die waren ihm wie eine Ewigkeit vorgekommen.

Und was sein Peter wohl für ein Gesicht machen würde, wenn er ihm erzählte, daß er sich von neuem krank gemeldet hätte, nachdem er vor kaum einer Stunde offiziell gesund ge-

worden war? Denn die Wahrheit durfte der Bursche natürlich nicht wissen.

In der gräßlichsten Stimmung warf er sich auf seine Chaiselongue und schwur Rache. Zunächst den Kameraden, die ihm gleichsam als Unterhaltungslektüre den Fähnrich geschickt hatten und dann diesem selbst. Solcher Jüngling mit einem Konfirmandenmagen und einer Babykehle wollte Königlich Preußischer Leutnant werden, hatte vielleicht gar den Ehrgeiz, es bis zur Exzellenz zu bringen, und konnte nicht 'mal einen über den Durst trinken, ohne nachher unliebsames Aufsehen zu erregen! Na, wenn der erst 'mal Leutnant war, dann wollte er ihn dafür in die Kanne steigen lassen, daß ihm die Pupillen übergingen!

Es war wirklich, als ob die unsterblichen Götter sich gegen ihn verschworen hätten. In seinem ganzen bisherigen Leben war er nicht bestraft worden, war als Offizier noch nie krank gewesen, und ausgerechnet in diesen wenigen Tagen, während die Geliebte hier in der Stadt weilte, kam er nicht aus der Stube heraus!

Und wie ungesund war es, die frische Luft so lange entbehren zu müssen! Sollte er ernstlich krank werden, dann mußte der Oberst sein Verhalten ihm gegenüber mit einem Urlaub büßen, der ihm durch seine Länge manch schlaflose Nacht bereiten würde. Und den für solchen Erholungsurlaub bestimmten Offiziers-Unterstützungsfond wollte er in einer Art und Weise anpumpen, daß der mit dem letzten Pfennig seinen seelenvollen Inhalt aufgab.

Ach, die Rache war doch schön! Aber vorläufig war es leider noch nicht so weit.

Und daß er gerade jetzt festsitzen mußte, wo die jungen Damen seine Hülfe — eines seiner vielen gesellschaftlichen Talente — brauchten, wo sich ihm dadurch Gelegenheit geboten hätte, täglich eine Stunde oder mehr mit ihnen zusammen zu sein!

Sicher wäre es ihm gelungen, in dieser Zeit Lucys Hand und Herz zu gewinnen, oder es wenigstens dahin zu bringen, daß sie auch nach der Trennung noch mit einander in Verbindung blieben, sodaß er sich, wenn auch noch

nicht jetzt, so doch später mit ihr verlobt hätte.

Statt dessen hatte er Arrest — es war wirklich, um auf den Kirchturm zu klettern!

Peter trat ins Zimmer, um seinem Herrn beim Umkleiden zu helfen: es sei Zeit, ins Kasino zu Tisch zu gehen.

„Ich gehe heute nicht, Peter, ich habe keine Lust — ich habe auf dem Weg nach dem Regimentsbureau wieder einen derartigen Wadenkrampf bekommen, daß ich doch wohl die nächsten Tage noch zu Hause bleiben muß. Du kannst mir das Essen holen und gleich Bescheid sagen, daß es auch vorläufig für mich zum Abholen bereitgestellt wird, — sagen wir, für die nächsten drei — oder noch besser: die nächsten fünf Tage. Besser ist besser.“

Peter ging, und als er mit dem Essen zurückkam, trug er außerdem unter dem linken Arm eine große Flasche: „Ich hab' ordentlich Kampferspiritus mitgebracht, Herr Leutnant, ich weiß das von meiner Mutter, die gebraucht das auch immer, wenn sie ihre Anfälle hat, und wenn

der Herr Leutnant sich damit ordentlich einreiben, dann können der Herr Leutnant schon morgen die große Felddienstübung mitmachen, obgleich das Zuhausebleiben gerade morgen ja auch sehr schön ist. Gesund melden könnten wir uns ja schließlich auch erst übermorgen.“

Wallberg erhob sich, um sein einsames Mahl einzunehmen, aber schon zehn Minuten später war er damit fertig.

Was der Oberst wohl sagen wird, wenn seine Damen ihn bitten, mir die nächsten Nachmittage dienstfrei zu lassen? dachte er. Hoffentlich hat er soviel Taktgefühl, ihnen nicht die Wahrheit zu sagen, denn sonst bin ich bis auf die Knochen der Unsterblichkeit blamiert.

Aber seine Befürchtungen waren grundlos. Mit der Abendpost erhielt er einen Brief von der Regimentstochter:

Sehr geehrter Herr Leutnant! Papa teilt uns mit, Ihre schriftliche Arbeit sei so wichtig, daß sie keinen Tag Aufschub duldet, zumal sie der Division vorgelegt werden solle. Wir sind aufrichtig traurig, daß wir nun auf Ihre

Hilfe verzichten müssen, denn da sie der einzige sind, der im Regiment gut Klavier spielt und außerdem als komischer Tanz-Partner zu gebrauchen wären, haben wir für das Fest, das ja allerlei Aufführungen bringen soll, unsere Programmnummer ganz fallen lassen. Nun müssen die Herren uns allein unterhalten, anstatt daß auch wir — den andren ganz unerwartet — unser Teil dazu beigetragen hätten.

Mit den besten Grüßen und dem Wunsche, daß Ihre Arbeit Ihnen viel Vergnügen machen und Ihnen hohe Ehren einbringen möge, bin ich Ihre

Mary von Borgstedten

P.S. Auch meine Freundin grüßt Sie bestens. Wir nennen sie nur noch „Herr Oberst“. Daran sind Sie schuld.

Diese letzte Zeile las er wohl zwanzigmal. Lucy ließ ihn grüßen! Sein harmloser Scherz mit dem weiblichen Regimentskommandeur hatte Anklang gefunden. Sobald sie „Herr Oberst“ genannt wurde, mußte sie doch an ihn, der die

Bezeichnung ihr gegenüber zuerst gebraucht hatte, erinnert werden.

Und daß die jungen Damen, nur weil er verhindert war, überhaupt auf ihre Mitwirkung bei dem Fest verzichten, war doch ein Beweis dafür, daß er ihnen fehlte, daß sie ihn entbehrten.

Und daß man die Gegenwart eines Menschen entbehren muß, kann ja eben häufig so leicht — wenn nicht sogar noch leichter — die Liebe in dem Herzen eines anderen erwecken, als ein ständiges Zusammensein.

So dachte er plötzlich über seine Strafe ganz anders.

Der Oberst war doch eigentlich ein famoser Kerl, der auf strenge Zucht im Regiment hielt und keine noch so harmlose Dummheit durchgehen ließ. Wohin sollte da auch führen, wenn jeder tat, was er wollte, und nicht, was er sollte?

Wenn er sich die Sache ruhig überlegte, war es auch wirklich sehr unrecht von ihm, daß er dem kleinen Fähnrich, der kaum der Kuhmilch entwachsen war, eine halbe Flasche

Cognak und außerdem noch größere Quantitäten Bier in seinen Magen hineingegossen hatte, noch dazu in der jetzigen Zeit, in der die Anti-Alkoholbewegung fast noch mehr Fortschritte macht, als Berta von Suttner mit ihrer Friedensbewegung.

Der Oberst hatte ganz recht getan, daß er ihn einsperrte. Zum ersten mal kam ihm jetzt die Erkenntnis, daß die Vorgesetzten wirklich manchmal viel klüger sind, als die Untergebenen aussehen. Und das wollte viel sagen — er brauchte nur an seinen eigenen Gesichtsausdruck zu denken, der zwar keineswegs blendend schön, aber auf alle Fälle sehr intelligent war, sehr intelligent.

Das hatte sogar einmal eine Exzellenz anerkannt. Da hatte er im Manöver den Dummen markiert, um einem wohlberechtigten und sehr verdienten Tadel bei der Kritik zu entgehen. Aber Exzellenz hatte erklärt: „Wallberg, stellen Sie sich doch nicht so an, als wüßten Sie von nichts. Ihnen glaubt das kein Mensch.“ Und dann hatte er mächtig etwas auf den Hut bekommen.

Aber diese öffentliche Anerkennung seiner geistigen Fähigkeiten, noch dazu in Gegenwart der anderen Vorgesetzten, die sonst nicht allzuviel Vertrauen in seine Kenntnisse zu setzen gewohnt waren, tat seinem Herzen unendlich wohl und ließ noch schneller als sonst aus dem anderen Ohr hinausgehen, was in das eine gar nicht ordentlich hineingegangen war. Er vertrat den Standpunkt, daß man bei den Strafreden nicht allzu genau aufzupassen brauche, es genüge vollständig, zu wissen, daß der Höhere schalt, die einzelnen Worte spielten da gar keine oder doch nur eine ganz minimale Rolle. Außerdem konnte man, wenn man zu genau aufpaßte, hinterher leicht in Versuchung kommen, sich zu beschweren. Das hatte keinen Zweck und war außerdem nur dazu angetan, das Verhältnis zwischen den Höheren und Untergebenen meistens noch unfreundlicher zu gestalten, als es durch die Schuld der Vorgesetzten — die sagten natürlich: durch die Schuld der Subalternen — sowieso schon war.

Vor allen Dingen aber konnte man sich

eine wörtlich angehörte Rede nur zu leicht so zu Herzen nehmen, daß man krank wurde. Und die Gesundheit dem Staate derartig zu erhalten, daß dieser jederzeit auf die Kräfte seiner Offiziere rechnen kann, ist die erste und heiligste Pflicht des Soldaten.

Wer anders handelt, wer seinem Körper ein Leid, wenn auch nur ein seelisches, zufügt, das er fernzuhalten imstande gewesen wäre, treibt bis zu einem gewissen Grade Selbstverstümmelung, und die wird nach den strengen, zwar mit keinem Blut, aber doch mit sehr roter Tinte geschriebenen Kriegsartikeln mit Gefängnis nicht unter sechs Monaten und mit Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes bestraft — —

Das ist schon für einen Musketier schimpflich und erniedrigend, und nun erst für einen königlich Preußischen Leutnant!

So war Wallberg, trotz aller Grobheiten, die im Laufe seiner langen Dienstzeit um seine Ohren gepfiffen waren, nicht nur geistig, sondern auch körperlich ganz gesund geblieben.

Früher hatte er eigentlich den Standpunkt

vertreten, daß der Tadel der Vorgesetzten wenig Zweck hätte, und die Wahrheit des Wortes ‚wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es‘, hatte ihm nie einleuchten wollen.

Heute begriff er sie zum ersten Male. Der Oberst meinte es gut mit ihm: er wollte, daß Fräulein Lucy sich in ihn verliebte, er wollte, wenn auch sich selbst nicht bewußt, daß sie Sehnsucht nach ihm verspüre, — und deshalb hatte er ihn eingesperrt.

Er war ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft.

So saß er denn dankbaren Herzens gegen den Oberst einen Tag nach dem anderen ab, oder richtiger gesagt: er lag ihn ab, denn er kam während zwölf Stunden des Tages nicht von der Chaiselongue herunter, und die übrigen zwölf Stunden nicht aus dem Bett heraus.

Seine Gedanken waren beständig bei der Geliebten, und die ihrigen — wie er hoffte — beständig bei ihm. So lebte er, trotzdem er sie nicht sah, während der ganzen Tage fortwährend mit ihr zusammen.

Das war eigentlich so schön, daß es kaum noch schöner werden konnte.

Wenn er an das bevorstehende Gartenfest dachte, freute er sich nicht mehr darauf, sondern empfand einen wahren Schrecken davor.

Er sah dann zwar die Geliebte schöner als je vor sich, denn sicher würde sie sich sehr schön schmücken und ihren Stolz darein setzen, so hübsch wie nur möglich zu erscheinen, schon um die anderen jungen Damen im allgemeinen und die Freundin im besonderen auszustechen, denn wie groß auch immer eine Freundschaft ist, so groß ist keine — und wäre sie auch zu jedem Opfer bereit —, daß sie das Opfer einer unvorteilhaften Haarfrisur oder einer schlecht zum Teint oder zu den Haaren passenden Toilette auf sich nähme.

Kein Wort ist so falsch wie das: Wahre Liebe und wahre Freundschaft kennt keinen Neid und keine Eifersucht.

Schön würde Lucy sein! Aber was hatte er davon? Er sah sie schon umschwärmt von allen jungen Leutnants, von sämtlichen Kame-

raden, und jeder würde sich beeilen, so liebenswürdig wie nur möglich zu sein. „Meine Gnädige — charmant, superb! — Wirklich höchst bedauerlich, daß Gnädige sich mit dem Gedanken tragen, als Sonne, die eben leuchtete, wieder hinter dem Nordkap unterzugehen.“

Selbst geistreiche Menschen reden ja meistens Unsinn, wenn sie einer Schönen gefallen wollen Und nun erst recht ein verliebter Leutnant! Ihm wurde schlecht, wenn er nur daran dachte.

Wie lange konnte es an dem Abend dauern, bis auch er Gelegenheit fand, sich mit ihr zu unterhalten oder wenigstens ein paar Worte mit ihr zu wechseln! Und dann war er nicht einmal ungestört, die anderen würden um sie herumstehen und ihn einfach bei Seite drängen, wenn er nach ihrer Meinung genug geredet hatte.

Die Liebe ist selbstlos und doch macht sie den Menschen zu dem größte Egoisten.

Als Wallberg sich auf diesem Widerspruch ertappte, konnte er ihn nicht begreifen, ebenso-

wenig wie er den Egoismus der Menschen begriff.

Wie konnte man nur immer an sich allein denken!

„Die Schönheit“ — so hatte er einmal gelesen, „ist in jeglicher Form und Gestalt der Besitz der Allgemeinheit. Sie ist dazu da, um alle Menschen, nicht den Einzelnen, zu begeistern.“ Ebenso wie es unrecht sei, ein schönes Bild, eine Statue aufzukaufen, um sie für immer in seinen vier Wänden zu verbergen, ihren Anblick keinem Dritten zu gewähren, so sei auch die Schönheit der Frau dazu da, Alle, nicht den Einzelnen, zu erfreuen.

Als er das damals las, war es ihm so vorgekommen, als wäre diese Auffassung sehr verständig.

Jetzt aber dachte er über diesen Punkt ganz anders. In der Theorie mochte das ja sehr schön sein, aber in der Praxis sollte der Kuckuk den Menschen holen, der es wagte, seine spätere Braut oder Frau ebenso schön zu finden wie er selbst! Ein anderer hatte die überhaupt nicht

anzusehen, und schon daß die Kameraden es auf dem Feste wagen würden, ihr den Hof zu machen, versetzte ihn in Wut.

Nur ein Mensch, der keine Ahnung von Liebe hatte, der nicht einmal wußte, wie das Wort geschrieben wurde, konnte den Unsinn erfunden haben: „Wer die Braut heimführt, ist unter Kameraden ganz egal.“

Teils in süßen Hoffnungsträumen, teils in eifersüchtigen Selbstquälereien brachte er die Tage und die Nächte zu.

Endlich schlug es am fünften Tage zwölf Uhr mittags. Mit angehaltenem Atem lauschte er, bis der letzte Schlag verhallt war, dann atmete er tief auf: er hatte seine Strafe verbüßt und war einmal wieder frei!

Mit dem Helm auf dem Kopfe hatte er schon dagestanden, um sofort ins Freie eilen zu können. Würde er Lucy wiedersehen? Er vertraute seinem Glücksstern, der würde sie ihm schon irgendwie und irgendwo in den Weg führen.

Gerade als er sich anschickte, seine Wohnung

zu verlassen, kam ihm ein Depeschbote entgegen: „Ein Telegramm, Herr Leutnant.“

Der bekam es mit der Angst; sein erster Gedanke galt seiner Mutter. Sollte der ein Unglück zugestoßen sein?

Schnell öffnete er die Depesche und las: „Onkel Ernst ganz plötzlich gestorben. Rechtsanwalt verlangt in Erbschaftsangelegenheiten, die Dich betrifft, Dein persönliches Eintreffen. Nimm sofort Urlaub, es soll viel für Dich auf dem Spiel stehen. Herzlichste Grüße Deine Mutter.“

Onkel Ernst — wer war das doch noch gleich? Er mußte wirklich einen Augenblick nachdenken, bevor es ihm einfiel. Seine Familie hatte sich so blitzwenig um ihn gekümmert, daß sie ihm ganz fremd geworden war. In regelmäßigen Zwischenräumen hatte er es immer wieder versucht, sie anzuborgen, aber stets mit dem denkbar ungünstigsten Erfolge. Und Onkel Ernst war der unliebenswürdigste von allen gewesen, der hatte es nie der Mühe wert gefunden, ihm auch nur zu antworten. Und trotzdem — oder gerade deshalb — hatte er ihn von allen

am meisten angeborgt. Denn der Onkel galt für sehr reich, aber er gab nicht einen Pfennig.

Und der war trotz allem auf den Gedanken gekommen, ihm testamentarisch etwas zu vermachen? Wieviel mochte das nur sein? Er versuchte sich darüber klar zu werden, in seinen kühnsten Träumen hoffte er auf Zehntausende, er dachte an Tausende, er fürchtete Hunderte, — und vielleicht war es ja auch gar nichts. Aber dann kam doch wieder die Hoffnung. So hatte der liebe Herrgott ihn doch nicht im Stich gelassen. Das heißt: so ganz stimmte das nicht mit seiner Prophezeiung, daß eines Tages der große Unbekannte mit dem noch größeren Portemonaie hier auftauchen und zu ihm sagen würde: „Ach, verzeihen Sie, sind Sie vielleicht Herr Leutnant von Wallberg? Ich habe schon seit langen Jahren den lebhaften Wunsch, Ihnen Ihre Schulden zu bezahlen.“

Etwas anders war es ja gekommen, als er es sich gedacht hatte — na, die Hauptsache blieb jedoch, daß das Portemonaie kam und daß recht viel drin war.

Er konnte dem verstorbenen Onkel, den er seit vielen Jahren nicht gesehen hatte, der ihm ganz fremd war, keine Träne nachweinen. Aber plötzlich saß er doch im Schmuck der Waffen da und weinte. Nicht aus Trauer, nicht aus Freude über die bevorstehende Erbschaft, nein, ihn quälte nur der eine Gedanke, daß er wieder ein paar Tage fortmüsse! Von neuem war seine Hoffnung, sich der Geliebten nähern zu können, vernichtet, wieder hatte sich seinem Liebeswerben ein neues unüberwindliches Hindernis entgegengestellt, und die hellen Tränen liefen ihm die Wangen herunter: „So'n Pech, so'n miserables Pech kann doch auch nur ich haben! Konnte Onkel ernst denn nicht noch ein paar Tage länger leben? Konnte ich nicht noch eine Woche ein armer Schlucker bleiben? Ich muß ja doch gleich alles wieder für meine Schulden fortgeben — zu 'ner neuen Kiste Zigarren wird der Rest vielleicht noch langen — weiter gewiß nicht. Und da muß ich mich nun im Interesse meiner Gläubiger jetzt auf Reisen begeben, wo jeden Abend das Gartenfest stattfinden kann! Und

dann bin ich nicht dabei, dann kann ich Lucy nicht einmal vor dem Courmachen der Kameraden schützen!"

Eine grenzenlose Traurigkeit überfiel ihn, aber plötzlich sprang er mit einem Freudenruf in die Höhe: „Ach was! Die Sache ist furchtbar einfach. Ich reise einfach nicht. Ich bin dienstlich unabhkömmlich. Jawohl: der Dienst hält mich hier fest. Ich bin ihm außerdem in der letzten Zeit durch höhere Gewalten so oft entzogen worden, daß ich wirklich die moralische Verpflichtung in mir fühle, für das Gehalt, das ich vom Staate beziehe, auch etwas zu leisten. Und was würde der Oberst denken, wenn ich jetzt sofort um Urlaub bitten würde! Das geht unter keinen Umständen. Man wird auch wohl ohne mich das Testament öffnen, man macht es eben ganz einfach auf, dann ist es offen, und was drin steht, steht ja schon drin, ganz einerlei, ob ich dabei bin oder nicht. Ich bleibe, und damit Punktum. Nur ein Glück, daß ich auf diesen Gedanken gekommen bin.“

Aber als er sich eine kleine halbe Stunde später bei dem Kommandeur meldete, drückte der ihm teilnehmend die Hand: „Ihre Frau Mutter hat mir telegraphisch mitgeteilt, daß Sie einen sehr lieben Verwandten ganz plötzlich durch den Tod verloren haben, und bittet mich, Ihnen zu der Testamentseröffnung, bei der Ihre Anwesenheit unbedingt erforderlich sei, Urlaub zu geben. Selbstverständlich steht Ihnen meinerseits nicht das geringste entgegen, Sie können sofort abreisen und fortbleiben, solange die Erledigung Ihrer Angelegenheiten dies erforderlich macht.“

Ich will doch aber gar nicht reisen, Herr Oberst, ich will doch hier bleiben, um endlich Lucy von Göbel den Hof machen und um ihre Liebe werben zu können, wollte er sagen. Aber bevor er noch das erste Wort gefunden hatte, verabschiedete ihn der Kommandeur mit einem erneuten teilnehmenden Händedruck. Und draußen war er, bevor er noch recht wußte, wie er dahingelangt war.

Als er sich anschickte, den großen Tor-

bogen, durch den man von dem Vorhof, der sich vor dem Hause des Kommandeurs erstreckte, auf die Straße gelangte, zu passieren, stieß er dort mit den beiden jungen Damen zusammen, die in der Stadt gewesen waren, um Besorgungen zu machen.

„Nun, sind Sie Ärmster endlich mit Ihrer Arbeit fertig?“ sprach die Regimentstochter ihn an, als er deutlich zögerte, nur mit einem kurzen Gruß vorüberzugehen.

„Allen Heiligen sei es gedankt — ja! Eben habe ich das Geschreibsel abgeliefert, hoffentlich bekomme ich es nicht wieder zurück, denn solche Tage, wie diese Tage, sind überhaupt gar keine Tage. Aber darf ich fragen, wie es den Damen inzwischen ergangen ist? Ich brauche wohl nicht zu sagen, wie leid es mir tat, Ihnen nicht dienlich sein zu können. Übrigens habe ich so abgeschlossen von jeder Kultur gelebt, daß ich nichts mehr von der Welt weiß — — ist eigentlich schon etwas über das Gartenfest bestimmt?“

„Das wissen Sie gar nicht? Das ist doch übermorgen abend!“ rief Lucy verwundert.

Er machte ein ebenso erschrockenes wie dummes Gesicht, daß die beiden jungen Damen ihn belustigt ansahen.

„Aber was haben Sie nur?“ fragte Mary.

„Was ich habe? — Urlaub habe ich — ich muß noch heute verreisen.“

„Na, da freuen Sie sich doch,“ neckte ihn Mary.

„Das sagen Sie so, gnädiges Fräulein, aber der Reise liegt eine traurige Veranlassung zu Grunde — ein Onkel von mir ist gestorben.“

Mir einigen herzlichen Worten drückten sie ihm ihre Teilnahme aus.

„Ja, ja, es tut auch mir sehr leid. Er starb so plötzlich. Ich hätte ihm und mir wohl gewünscht, daß er noch ein paar Tage länger gelebt hätte.“

„Dann hätten Sie ihn wenigstens vor seinem Tode noch einmal sprechen können,“ meinte Lucy teilnehmend.

Er sah sie ganz erstaunt an: „Wieso? Ach so, ja natürlich — das auch — aber ich meinte eigentlich etwas anderes — da hätte ich auch

das Fest mitmachen können. Ich hatte mich so schrecklich darauf gefreut, gerade wo ich in der letzten Zeit so — zurückgezogen leben mußte, wo mich die Arbeit so lange fest hielt, da täte mir eine Zerstreung wirklich wohl.“

„Wie können Sie denn nur jetzt an so etwas denken,“ schalt Lucy. „Haben Sie denn Ihren Onkel garnicht lieb gehabt?“

Er mußte zeigen, daß er ein gutes Herz besaß, er konnte doch hier nicht zwischen Tür und Angel ihr Verhältnis schildern, in dem er zu dem Verstorbenen gestanden hatte.

„Gewiß, ja, gnädiges Fräulein — ich möchte sogar sagen: er war mir der liebste von allen. Aber trotzdem: das Gartenfest haben wir nicht oft — und wir haben nur selten die Freude, auswärtige Gäste bei uns zu sehen, wenigstens keine jungen Damen, und dann habe ich gehört, daß Sie, gnädiges Fräulein, gleich nach dem Feste abreisen wollen und — — und ich tanze so gern — und ich tanze auch sehr gut — nicht wahr, gnädiges Fräulein?“ wandte er sich an Mary, „das Zeugnis müssen Sie mir aus-

stellen, — und da habe ich auch gehofft, daß ich mit Ihnen, gnädiges Fräulein, — nein, das Vergnügen lasse ich mir nicht entgehen — ich fahre einfach Tag und Nacht durch, und wenn ich genug erbe, nehme ich mir einen Extrazug und bin abends, wenn der Tanz losgeht, wieder da.“

„Aber Sie haben doch Trauer, Herr Leutnant,“ warf Lucy ein, eigentlich nur, um etwas zu sagen, denn aus seinen Worten und aus seinen Blicken merkte sie nur zu deutlich heraus, wie er sich lediglich ihretwegen auf das Fest gefreut und gehofft hatte, sich ihr an diesem Abend nähern zu können.

„Ach so, ja, richtig, ich habe Trauer — — ist das nicht traurig? Und Sie meinen, da könnte ich nicht tanzen?“

„Nach meiner Meinung nicht, Herr Leutnant. Aber Mary hat mich für den Winter wieder eingeladen, und wenn ich nicht mit Papa nach dem Süden reise, komme ich wieder her. Dann können wir den Walzer wieder nachholen — wenn Ihnen wirklich so viel daran

liegt. Ob ich aber so gut tanze, wie Sie glauben —?“

„Und wenn Sie garnicht tanzen können, ich tanze doch mit Ihnen,“ rief er lebhaft. „Und natürlich müssen Sie wiederkommen, was wollen Sie im Süden? Der läuft Ihnen nicht fort — und überhaupt: dieses Reisen! Zuhause ist es am allerbesten.“

„Da dürfte ich also eigentlich auch nicht wieder hierher kommen,“ neckte sie ihn.

„Das ist doch etwas ganz anderes — hierher müssen Sie kommen, das haben Sie doch dem gnädigen Fräulein versprochen! — Und Sie wollen wirklich schon in den nächsten Tagen fort?“

„Ich muß. Papa kommt morgen her und am Tag nach dem Fest reisen wir. Wir wollen mit dem Dampfer nach Norwegen, der wartet nicht auf uns, da müssen wir pünktlich in Hamburg eintreffen.“

Er stand ihr mit einem so traurige Gesicht gegenüber, daß sie ganz verlegen wurde.

„Schade,“ sagte er endlich. „Warum mußte Norwegen überhaupt entdeckt werden —?“

Sie reichte ihm zum Abschied die Hand:
„Adieu, Herr Leutnant. Und wenn wir uns
nicht wiedersehen sollten, —“

„Wir sehen uns wieder, gnädiges Fräulein.
Denn wenn ich nicht zu dem Fest kommen kann,
bin ich sicher auf dem Bahnhof, um Ihnen ein
Abschiedsbukett zu überreichen — vorausgesetzt
natürlich, daß sie es erlauben.“

Jetzt erst, als er sich auch von Mary ver-
abschieden wollte, merkten sie beide, daß die
sich einige Schritte entfernt hatte und sich an
einem Blumenbeet zu schaffen machte.

Lucy mochte ihm anmerken, daß er das
Alleinsein mit ihr zu einem leidenschaftlichen
Wort benutzen wollte, und eine leise Unruhe
befiel sie. So rief sie denn der Freundin zu:
„Mary, der Herr Leutnant will sich verabschieden.“

Gleich darauf waren die jungen Damen
allein und Mary schob ihren Arm unter den
der Freundin: „Glaubst du nun endlich, daß
Wallberg rasend in dich verliebt ist? Ich habe
es ja schon an dem Morgen gemerkt, als er zu

unserem Fenster heraufstarrte. Ich glaube nicht eine Minute daran, daß er krank war — das hat er Papa nur vorgeschwindelt. Na, wenn du es auch heute noch nicht gemerkt hast, wie es um ihn steht, dann kann ich Dir nicht helfen.“

Lucy war unwillkürlich verlegen: „Aber ich kenne ihn doch noch garnicht — und wenn auch — Du weißt, wie Papa denkt. Er würde es nie erlauben, daß ich einen Offizier heirate, noch dazu einen, der so verschuldet ist, wie Wallberg nach deiner Schilderung.“

Mary lachte lustig auf: „Moderne Väter tun alles, was die Kinder wollen, und wenn auch du Wallberg lieb hast —“

„Aber das kann ich doch noch nicht wissen,“ verteidigte Lucy sich.

„Lucy, du bist noch ein Kind,“ schalt die Freundin, „wenn man noch nicht weiß, ob man sich in jemand verliebt hat, ist man schon verliebt — oder wenigstens im Begriff, es zu tun. Da kannst du widersprechen so viel wie du willst — recht habe ich doch.“

Aber Lucy widersprach gar nicht — denn das hatte nach den Worten der Freundin ja doch keinen Zweck — — —

III.

Für den Nachmittag desselben Tages, an dem in der Garnison das Gartenfest stattfinden sollte, war die Testamentseröffnung festgesetzt, und für den Morgen desselben Tage war Wallberg zu einer Unterredung von dem Rechtsbevollmächtigten gebeten worden und saß nun schon länger als eine Stunde mit dem zusammen.

„Und was werden Sie tun, Herr Leutnant?“ fragte der jetzt von neuem.

„Das weiß ich auch jetzt noch nicht, Herr Justizrat. Die ganze Sache kommt mir so überraschend, daß ich mich wirklich nicht so schnell entschließen kann. Verziehen Sie — aber ich muß diesen Brief meines verstorbenen Onkels nochmals lesen — der Inhalt will mir immer noch nicht so recht in den Sinn.“

Der Justizrat nahm einige Papiere zur Hand, und Wallberg las:

„Mein lieber Neffe! Ich weiß sehr wohl, daß die Welt mich einen Sonderling nannte und Du wirst es beim Lesen auch tun, aber ich bin trotzdem bei klarem Verstand, wie Dir ja auch das untenstehende Zeugnis der Zeugen bestätigen wird, und ich schreibe die nachstehenden Zeilen mit vollstem Bewußtsein und nach reiflichster Überlegung.

Ich habe lange darüber nachgedacht, wen ich zum Universalerben einsetzen solle. Es war nicht leicht, die Wahl zu treffen, denn alle meine Verwandten stehen mir gleich nahe, um nicht zu sagen: gleich fern. Ich habe nie Familiensinn besessen, und der Verkehr mit den Menschen hat mir so große Enttäuschungen bereitet, daß ich am glücklichsten war, wenn ich allein war.

Nach langem Überlegen bin ich darauf verfallen, Dich zum Universalerben einzusetzen, allerdings unter der Bedingung, daß Du als Offizier Deinen Abschied einreichst.

Wie ich darauf gekommen bin, — Du wirst

es vielleicht eine Schrulle nennen oder einen noch stärkeren Ausdruck gebrauchen — aber das soll mich nicht irre machen.

Mein Reichtum, der allerdings oft überschätzt wurde, brachte es mit sich, daß ich sehr häufig angeborgt wurde, wie ich im voraus sagen will: stets ohne Erfolg. Die meisten der Verwandten gaben den Versuch, mir Geld zu entlocken, nach dem zweiten, höchstens nach dem dritten Versuche auf — zu ihrem Schaden, denn ich habe alle derartigen Briefe gewissenhaft aufbewahrt und jedem die erbetene Summe für den Fall meines Todes als Legat ausgesetzt.

Eine Ausnahme machtest nur Du. Obgleich ich Deine Briefe nie beantwortete, hast Du trotzdem nie aufgehört, mich um Geld zu bitten. Du schriebst immer von neuem, Du suchtest immer nach neuen Mitteln, mich weich zu stimmen, Du hast mich um kleine und große Summen gebeten, um Goldstücke und Tausendmarkscheine, Du gabst mir in deinen Briefen Schmeichelnamen und drohtest mir mit Selbstmord. Du tatest alles, was Du konntest, um zum Ziel zu

gelingen. Wenn Du es trotzdem nicht erreichst, war es meine, nicht Deine Schuld.

Das nahm mich für Dich ein, bewies mir, daß Du zwar ein leichtsinniger Mensch bist, was man ja einem Offizier nicht so ohne weiteres als Fehler anrechnen darf, aber es zeigte mir auch, daß Du Ausdauer hast, daß ein Fehlschlagen Deiner Pläne Dich nicht niederdrückt, daß Du ein Ziel, das Du dir gesteckt hast, nicht aufgibst, daß Du immer wieder auf Deine Idee zurückkommst.

Lache mich ruhig aus: mir scheint aber doch aus Deinen Briefen ein gewisses kaufmännisches Talent zu sprechen, und ich bin sicher, daß Du unter Leitung meines alten Freundes, des lieben Justizrates, es in einem andern Beruf zu etwas bringen kannst und auch zu etwas bringen wirst. Täusche ich mich darin, solltest Du das Geld verspekulieren, so wirst Du mehr darunter zu leiden haben als ich, der das ja nicht mehr mit anzusehen braucht.

Du mußt dementsprechend wählen, ob Du weiter Offizier bleiben oder einen anderen Beruf

— ganz einerlei welchen — ergreifen willst. Im ersten Falle erbst Du von mir nur die Summe, um die Du mich im Laufe der Jahre anborgtest. Das sind bis heute, wo ich diese Zeilen schreibe, zweiundzwanzigtausend Mark. Du siehst, lieber Neffe, auch die Kleinigkeiten summieren sich so nach und nach.

Entsagst Du aber dem Dienst, nicht um fortan als Rentier zu leben, sondern um ernsthaft zu arbeiten, so sollst Du mein Universalerbe sein.

Die Bedingung ist aber, daß Du vor der Testamentseröffnung einen bindenden Entschluß gefaßt hast, was Du später erklärst oder beschließt, ist juristisch ungültig.“

Wallberg hatte den Brief schon so oft gelesen, daß er ihn auswendig kannte, trotzdem studierte er ihn auch jetzt mit der größten Gewissenhaftigkeit, um sich von neuem davon zu überzeugen, ob er eigentlich wache oder träume.

Zweiundzwanzigtausend Mark! Da blieben ihm, selbst wenn er alle Schulden bezahlt hatte,

noch beinahe zwanzigtausend Mark übrig. Und nun erst, wenn er Universalerbe wurde!

Aber dann mußte er den bunten Rock ausziehen.

Sein erster Gedanke war natürlich gewesen, fortan auf das Vergnügen, Leutnant zu sein, zu verzichten, aber je länger er darüber nachdachte, um so schwerer konnte er sich dazu entschließen. Und die Zeit drängte: nur noch fünf Stunden standen ihm zur Verfügung, und in dieser kurzen Spanne Zeit mußte er über sein späteres Leben entscheiden.

Vielleicht wäre er aber trotzdem zu einem Resultat gekommen, wenn seine Gedanken nicht so viel bei der Geliebten gewelt hätten, er wollte Lucy nicht nur heiraten, sondern er würde sie auch heiraten. Das stand bei ihm seit der letzten Begegnung fester als je. Konnte und durfte er da jetzt etwas beschließen, ohne sie zu fragen? Er fühlte sich schon jetzt so an sie gebunden, daß er glaubte, nichts ohne sie tun zu dürfen.

Wohl eine Stunde saß er nachdenklich da,

dann hatte er wenigstens einen Entschluß gefaßt. Ehe er sich entschied, wollte er Gewißheit darüber haben, ob Lucy ihn je werde wiederlieben können und ob sie ihm bei der Wahl, vor der er stand, freie Hand ließe, oder ob sie da irgendwelche Wünsche hege.

Er erhob sich von seinem Platz. „ich werde ein Telegramm aufgeben, Herr Justizrat. Von der Antwort ist alles abhängig — wir haben ja noch vier Stunden Zeit. Auf eine dringende Depesche kann bis dahin Nachricht eintreffen.“

Der Justizrat schob ihm Tinte und Papier hin. „Où est la femme?“ fragte er lächelnd.

Wallberg wurde ganz verlegen: „Woher wissen Sie?“

„Ist denn das so schwer zu erraten?“ meinte der Justizrat. „Wenn man die Ehre hat, preubischer Leutnant zu sein — —“

Ohne sich den Wortlaut lange zu überlegen, schrieb Wallberg rasch darauf los:

„Stehe vor Entscheidung: als schuldenfreier leutnant mit minimalem Kapital weiterzudienen, oder Abschied nehmen zu müssen, um großes

Kapital zu erben. Entscheidung muß sofort erfolgen. Erbitten Ihren Rat, falls Sie glauben, meine Ihnen wohl bekannte Neigung jemals erwidern zu können. Tue alles, was Sie wollen. Will lieber mit Ihnen arm als ohne Sie reich sein. Lange Überlegung ausgeschlossen. Dringendes Telegramm sofort Boten mitgeben. Nähere Aufklärung später."

Er selbst brachte das Telegramm im Eilschritt zu der nahegelegenen Post. Auf seinen Wunsch hin erhielt er von dem Beamten die Erlaubnis, bei der Absendung der Depesche zugegen zu sein. Aber kaum war der letzte elektrische Funke in die Welt geflogen, da fing er auch schon voll Ungeduld an, auf Antwort zu warten.

„Selbst im besten Falle kann die Rückantwort erst in zwei Stunden da sein,“ hatte der Beamte erklärt. Aber trotzdem wagte Wallberg es nicht, sich weit zu entfernen und lief unaufhörlich zwischen der Wohnung des Notars und dem Postgebäude auf und ab.

Er merkte es gar nicht, daß er müde wurde,

er dachte nicht daran, seinen Hunger und Durst zu stillen, so sehr sich auch beides mit der Zeit einstellte. Wie der Sioux-Indianer auf dem Kriegspfade nach dme verhaßten Feinde ausspäht, um ihm den Skalp abnehmen zu können, so spähte Wallberg nach einem Depeschenboten aus. So oft einer der Jungens auf einem gelben Postrade an ihm vorübersausen wollte, sprang er ihm entgegen: „Halt! Sie haben gewiß ein Telegramm für mich — Leutnant von Wallberg?“

Auf die Art stellte er sich fast sämtlichen Depeschenausträgern der ganzen Stadt vor, — aber ohne Erfolg. Schließlich hielt er es auf der Straße nicht mehr aus, sondern ging wieder in das Telegraphenbureau zurück: „Wenn Sie gestatten, möchte ich die Depesche hier erwarten — sie ist für mich von der größten Wichtigkeit.“

Der Beamte hatte Mitleid mit ihm und wies ihm einen Stuhl an: „Setzen Sie sich hier nur her, Herr Leutnant, nun kann's ja nicht mehr lange dauern.“

Wallberg starrte auf die Uhr, die ihm gegenüber an der Wand hing: unaufhaltsam gingen die Zeiger weiter — jetzt war es schon drei, — um vier fand im Gerichtsgebäude die Testaments-eröffnung statt, er mußte zugegen sein und vor allen Dingen bis dahin seinen Entschluß gefaßt haben. Jedesmal, wenn ein Telegramm einlief, wenn der Apparat klingelte, um dann die geheimnisvollen Zeichen niederzuschreiben, fuhr er in die Höhe: „Ist es für mich?“

Aber er mußte sich immer wieder hinsetzen: „Noch nicht, Herr Leutnant — aber die nächste ist es nun wohl ganz bestimmt.“

Die Uhr schlug halb vier, und er erkundigte sich, wie lange man bis zum Gerichtsgebäude zu gehen habe.

„Na, zehn Minuten müssen Sie doch wohl rechnen, Herr Leutnant,“ meinte der Beamte nach kurzem Überlegen.

Da blieben ihm also nur noch zwanzig Minuten! Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn: wie sollte das werden?

Plötzlich stand der Beamte vor ihm und hielt

ihm ein Telegramm hin: „Hier, Herr Leutnant, eben ist die Antwort eingelaufen.“

Das war ihm zuerst so überraschend, daß er es zuerst gar nicht begriff; stundenlang hatte er auf die Depesche gewartet, und nun war sie, obgleich er dicht neben dem Apparat gesessen hatte, plötzlich da, ohne daß er etwas von ihrem Kommen gemerkt hatte —

Hastig überflog er den Text, aber schon nach den ersten Worten ließ er die Hand kraftlos sinken: Lucy hatte sein Telegramm nicht mehr erhalten — sie war bereits am Morgen abgereist.

Vollständig gebrochen und zerschlagen saß er da, bis er endlich den Mut und die Kraft fand, die Unglücksbotschaft zu Ende zu lesen.

Aber da sprang er plötzlich mit einem hellen Freudenschrei in die Höhe: wie hatte er nur so töricht sein können, sich von der Nachricht, bevor er sie zu Ende gelesen, so niederschmettern zu lassen! Das Telegramm lautete:

„Von Lucy bei Abreise dazu ermächtigt: Telegramm eröffnet. Gartenfest verregnet, Lucy

mit Vater heute früh Hamburg, Hamburger Hof abgereist, fährt morgen Schiff Norwegen. Rate sofort hinfahren, halte Korb für ausgeschlossen, werde Ihre Depesche lieber nicht nachsenden. Schönste Grüße.

Mary von Borgstedten."

Halte Korb für ausgeschlossen!

Weiß Gott — die Mary war doch ein Prachtmädel! Das hatte er ja immer behauptet, wenn das Gespräch auf sie kam, und die mußte doch am besten wissen, wie es im Herzen ihrer Freundin aussah.

Er wußte schließlich selbst nicht mehr, wie er auf die Straße gelangt war, er kam erst wieder zum klaren Bewußtsein, als er sich in dem Gerichtszimmer einfand, um der Testaments-eröffnung beizuwohnen.

Der Justizrat eilte ihm entgegen: „Nun, welchen Entschluß haben Sie gefaßt?“

„Natürlich den, sofort mit dem nächsten Zug nach Hamburg zu reisen, das ist doch klar.“

Der andere sah ihn etwas verwundert an:

„Ich meinte natürlich nicht, was Sie tun wollen, um sich zu verloben, sondern in bezug auf den letzten Willen des Verstorbenen.“

Herrgott — das hatte er ja ganz vergessen! Seine Gedanken waren so ausschließlich bei Lucy gewesen, daß er nicht mehr an das andere gedacht hatte.

Da fiel ihm ein, daß Lucys Vater gegen die preußischen Leutnants eine Antipathie zu haben schien. Die Geliebte aber wollte er um jeden Preis erringen. So war denn sein Entschluß blitzschnell gefaßt. Er befand sich überhaupt in einem so erregten Zustande, daß er kaum denken konnte, daß er kaum etwas von dem verstand, was um ihn herum gesprochen wurde. Ja, nicht einmal ein Gefühl der Freude erfüllte ihn, als er jetzt die Höhe der großen Summe erfuhr, die ihm durch die Erbschaft zufiel.

Er war mehr als froh, als die Verhandlung endlich ihr Ende erreicht hatte, er achtete nicht auf die Glückwünsche der anderen, und als der Justizrat ihm beide Hände schüttelte und ihm anscheinend eine lange, schöne Rede halten wollte,

unterbrach er ihn sehr unvermittelt mit den Worten: „Haben Sie nicht ein Kursbuch bei sich?“

Der mußte einsehen, daß sein Klient heute für eine ernste Aussprache doch nicht zu haben war, so zog er denn seine Uhr: „Der D-Zug ist vor fünf Minuten abgegangen. Der nächste Schnellzug fährt morgen früh sieben Uhr vierundzwanzig, — ich kenne die Verbindung auswendig, — da sind Sie nachmittags vier Uhr dreiundfünfzig in Hamburg auf dem Dammtorbahnhof.“

„Das geht unter keinen Umständen — da muß ich einen Extrazug nehmen.“

Aber das stieß auf solche Schwierigkeiten und war mit solchen Ausgaben verbunden, daß er doch im letzten Augenblick davon absah. So benutzte er denn die Zeit, die ihm verblieb, um dem Kommandeur telegraphisch seinen Entschluß, den Abschied zu nehmen, mitzuteilen, und um Urlaub zu bitten, bis das Gesuch bewilligt sei.

Die Tasche voll Geld, mit einem mehrwöchentlichen Urlaub versehen, reiste er am

nächsten Morgen nach Hamburg und fuhr dort direkt in das Hotel.

Aber Göbels waren nicht mehr da.

Wallberg stieß einen so gotteslästerlichen Fluch aus, daß der Portier im stillen der Meinung war, solche Menschen gehörten eigentlich nicht in sein vornehmes Haus. Aber als Wallberg ihm einen Taler in die Hand drückte, dachte er über diesen Punkt bereits wesentlich anders und gab unaufgefordert bereitwilligst Auskunft: die Herrschaften wären bereits heute Mittag um zwölf Uhr an Bord gegangen — um fünf Uhr ginge die „Olga“ von der St.Pauli-Landungsbrücke in See, aber die Schiffe gingen ja nie so pünktlich wie die Eisenbahnzüge, und wenn der „Herr Graf“ sich etwas beeilten, da könne er den Herrschaften auf dem Schiff doch noch Adieu sagen.

„Ach was! Adieu sagen! Mitfahren will ich! Los, Kutscher, Sie kriegen ein fürstliches Trinkgeld, wenn Sie noch zur rechten Zeit kommen.“

Gleich darauf fuhr der Kutscher los, hast du was kannst du was, und in der größten Erregung

saß Wallberg im Wagen: „Immer los, Kutscher, wenn Sie den Gaul totfahren, kaufe ich Ihnen zwei neue — ich muß das Schiff erreichen!“

Und wirklich kam er noch gerade in dem Augenblick an, als man bereits die Tauen losmachte.

Von weitem schon rief der Kutscher den Arbeitern zu, noch einen Augenblick zu warten, er brächte noch einen Passagier.

Zwei Stewards eilten von Bord, um das Gepäck abzuladen, und Wallberg folgte, nachdem er dem Kutscher ein Zwanzigmarkstück gegeben hatte. Und kaum war er an Bord, da setzte sich das Schiff auch schon langsam in Bewegung.

Der Ober-Steward führte ihn nach unten in den Salon und erbat sein Billet und die Nummer seiner Kabine.

Da wurde Wallberg erst wieder klar, wo er sich eigentlich befand: aber er hatte ja Geld genug, das war die Hauptsache.

So klopfte er dem Steward auf die Schulter und drückte ihm mit der Linken ein Goldstück in die Hand: „Ich habe mich so

plötzlich zu der Reise entschlossen, daß ich keine Zeit mehr fand, ein Billet zu nehmen, — ich kann den Preis ja auch hier bezahlen; — weisen Sie mir eine schöne Kabine an.“

Der Steward machte ein entsetztes Gesicht: „Aber das Schiff ist voll! Alle Betten sind belegt, wir haben keine einzige Kabine frei.“

Aber Wallberg ließ sich nicht beirren: „Das macht nichts, dann schlafe ich des nachts einfach auf dem Billard.“

„Das haben wir auch nicht an Bord.“

„Dann schlafe ich auf irgend einem Sopha — mir ist alles gleich. Nur eins müssen Sie arrangieren — und es soll Ihr Schaden nicht sein — bei Tisch muß ich neben Fräulein von Göbel sitzen.“

Aber auch da streikte der Steward: „Die Tischordnung ist vorhin bereits gemacht worden, und es ist kein Stuhl an der Tafel mehr frei.“

„Mein Gott, seien Sie doch nicht so schwerfällig — da schiebt man doch ganz einfach einen Stuhl dazwischen.“

„Aber an Bord sind die Stühle im Speise-

saal doch alle festgeschraubt — da kann nichts eingeschoben werden.“

Wallberg ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen: „Lieber Freund — die Schwierigkeiten sind bekanntlich dazu da, um überwunden zu werden. Auf meine wohlklingende Dankbarkeit können Sie sich verlassen. Tun Sie, wie ich Ihnen gesagt habe. Und wenn Sie wissen, wie Sie das machen, sagen Sie mir Bescheid — ich gehe jetzt an Deck, um mir die Wassergegend ein bißchen anzusehen.“

Aber als er sich anschickte, nach oben zu gehen, kam Lucy von Göbel die Treppe herunter.

Zuerst erkannte sie ihn nicht, da er Zivil trug, aber als er sie dann begrüßte, stieß sie einen Schrei der Überraschung aus: „Mein Gott — Herr Leutnant — wie kommen Sie denn hierher?“

Er freute sich über ihre leise Verlegenheit, die sie vergebens zu verbergen suchte: „Das ist doch sehr einfach, mein gnädiges Fräulein, ich hatte Ihnen doch erklärt: ich würde Ihnen noch ganz bestimmt adieu sagen — und da

ich nicht zur Bahn kommen konnte, bin ich eben hierher gekommen.“

„Aber da müssen Sie doch sofort von Bord — haben Sie denn gar nicht bemerkt, daß wir schon abgefahren sind?“

Sie war so verwirrt, daß sie gar nicht wußte, was sie sagen sollte.

Er sah sie belustigt an: „Natürlich weiß ich, daß wir fahren — ich fahre natürlich mit. Warum soll ich mir nicht auch 'mal Norwegen ansehen? Es soll doch so hübsch sein. Und da mein Onkel so freundlich war, mich zum Erben einzusetzen, —“

„Aber woher wußten Sie denn, mit welchem Schiff wir fahren?“

Sie konnte sich noch immer nicht von ihrem Erstaunen, ihn hier zu sehen, erholen.

„Fräulein von Borgstedten war so liebenswürdig, mir das auf meine Anfrage hin zu telegraphieren; Sie sehen also, es geht alles auf der Welt ganz natürlich zu, und ich hoffe, Sie sind mir nicht zu böse, daß ich mich so plötzlich zu dieser Reise entschloß —?“

Aber ohne ihr Zeit zu lassen, etwas darauf zu erwidern, erzählte er ihr lustig, wie es ihm hier ginge: keine Kabine, kein Bett, keinen Waschtisch, keinen Stuhl — keinen Platz, auf dem er Mittag essen könne.

Sie hörte ihm erschrocken zu: „Da wird Ihnen doch wohl nichts anderes übrig bleiben, als in Cuxhaven oder Helgoland wieder von Bord zu gehen.“

Er lachte übermütig auf: „Ich denke gar nicht daran, gnädiges Fräulein! Sobald der Kapitän Zeit findet, setze ich mich mit dem in Verbindung. Irgendwo wird sich schon noch eine Ecke für mich finden lassen, darum ist mir nicht bange.“

Als sie bald darauf zusammen nach oben gingen, stellte Lucy ihn ihrem Vater vor, einem hohen, schlanken, eleganten Fünfziger.

Der schien wenig davon erbaut zu sein, den Herrn Leutnant kennen zu lernen, das merkte Wallberg ihm deutlich an.

Na, warte man, mein Junge, dachte er, dir will ich deine Antipathie gegen uns

schon noch austreiben, das bin ich mir selbst schuldig.

Vorläufig aber mußte ihm daran gelegen sein, dessen Gunst zu erringen, und so sagte er denn: „Ich vergaß, Ihnen mitzuteilen, gnädiges Fräulein, daß ich die Uniform ausgezogen habe — oder besser gesagt, daß ich bereits meinen Abschied einreichte. Durch die Erbschaft, von der ich Ihnen vorhin schon kurz erzählte, in den Besitz eines großen Vermögens gelangt, werde ich mich auf Wunsch meines verstorbenen Onkels an einem industriellen Unternehmen, oder sonst irgendwie, beteiligen.“

Die Worte verfehlten ihren Eindruck nicht: Herr von Göbel äußerte plötzlich seine Freude, ihn kennen zu lernen, Lucy hätte ihm schon von ihm erzählt, er hätte gar keine Bekannten an Bord, da wäre es sehr nett, daß sie sich heir zusammgefunden hätten, und als Lucy dann erzählte, daß Wallberg auf dem Schiffe noch keine Unterkunft gefunden habe, erklärte er sich gern bereit, sich für ihn bei dem

Kapitän, den er schon von früheren Reisen her kenne, zu verwenden.

Und der Kapitän wußte Rat: es wurde noch eine Kabine frei gemacht, und am Abend suchte ihn der Ober-Steward auf: „Ich hab' Glück gehabt, Herr Leutnant, der Herr, der neben dem gnädigen Fräulein bei Tische sitzt, ist schon jetzt beinahe seekrank! Ich habe ihm vorgeredet, im zweiten Salon schlenkere das Schiff nicht so, da will er lieber da essen. Der gewünschte Platz ist also frei.“

Wallberg griff in die Tasche: „Na also — dann bin ich auch so frei. Und Sie sind es hoffentlich auch?“

Reich beschenkt zog der Ober-Steward vergnügt schmunzelnd von dannen.

Für Wallberg begann nun eine herrliche Zeit. Die Reise war vom besten Wetter begünstigt. In vollen Zügen genossen sie die wunderbare Schönheit der Fjords, die Eigenart des Landes, die sie auf den Wagenausflügen kennen lernten, und es war ihnen allen dreien ganz selbstverständlich, daß sie immer zusammen waren.

Wallberg ließ seiner angeborenen großen Liebenswürdigkeit freien Lauf, aber er legte es trotzdem nicht absichtlich darauf an, Lucy dadurch auf alle Fälle zu gewinnen. Er bemühte sich, nicht der kourschneidende, unwiderstehliche Leutnant zu sein, sondern er gab sich nur in seiner einfachen Frische und Natürlichkeit. Und er merkte deutlich, daß er dadurch nicht nur Lucy, sondern auch ihrem Vater gefiel. Das letztere ärgerte ihn eigentlich etwas; es hätte seinem Stolz und Selbstgefühl viel mehr geschmeichelt, wenn er sich die Geliebte trotz des Widerspruchs des Vaters erobert hätte. Na, seine Meinung würde er ihm schon noch einmal sagen. Erst aber wollte er verlobt sein.

Und die Stunde kam schneller heran, als er geglaubt hatte.

Es war nach der Abfahrt von Drontheim: am Tag hatte man die Stadt mit dem alten, schönen Dom besichtigt; jetzt fuhr das Schiff langsam aus dem Hafen heraus. Auf dem Vorderdeck hatte sich die Kapelle aufgestellt und spielte lustige Weisen, und die Passagiere

lachten und lärmten dort. Lucy und Wallberg hatten sich aus dem Trubel entfernt und sich hinten am Steuer auf einer Bank niedergelassen.

Keiner von ihnen sprach. Wortlos schauten sie auf die alte Stadt, die immer mehr in weiter Ferne ihren Blicken entschwand, spiegelglatt lag die See vor ihnen, über ihnen wölbte sich der Himmel in dem wunderbaren, roten Licht der ewigen Mitternachtssonne, das die Wolken rosa färbte und auch das Wasser im rosigen Schein erglänzen ließ.

Sie hörten kaum den Lärm, der vom Vorderdeck zu ihnen drang. Ganz in dem Anblick der wunderbaren Natur versunken, saßen sie da. Und je stiller und ruhiger das Schiff dahinglitt, das sie neuen Schönheiten entgegenführte, umso weniger fanden sie den Mut, zu sprechen.

Aber ihre Gedanken mußten doch wohl dieselben gewesen sein. Dachten sie beide plötzlich an den Abschied, der ihnen — wenn auch erst in einigen Wochen — bevorstand? Dachten sie daran, wie schön es sein müßte, fortan immer so zusammenzubleiben wie jetzt? Immer

alles Schöne in der Welt zusammen genießen zu können, in dem glücklichen Gefühl der Zusammengehörigkeit —? Sie hätten es vielleicht selbst nicht sagen können, wie es kam, aber plötzlich fanden sich ihre Hände. Hand in Hand saßen sie da, der Welt entrückt, überwältigt von ihrem Glücksgefühl. Sie sprachen nicht von Liebe, sie küßten sich nicht, und doch wußten sie beide, daß ihre Herzen sich für immer gefunden hatten und daß sie einander nun angehörten fürs Leben.

Der alte Herr von Göbel machte ein sehr erstauntes Gesicht, als Wallberg ihm am nächsten Morgen offiziell um die Hand seiner Tochter bat. Er freute sich über das Glück seines Kindes, denn auch er hatte Wallberg schon lange in sein Herz geschlossen, aber trotzdem sagte er halb ernsthaft, halb belustigt: „Es ist doch wirklich ein Elend — man kann zwei junge Menschen nicht einen Augenblick allein lassen, ohne daß sie sich ineinander verlieben — und miteinander verloben. Aber wenn Sie die Lucy denn wirklich lieb haben und die Lucy

Sie, und wenn Sie, wie es mir nach Ihren Schilderungen scheint, eine Frau ernähren können, dann will ich nichts dagegen haben. Als Leutnant, das sage ich Ihnen ganz offen, hätten Sie mein Kind nie bekommen. Ich weiß, daß die Offiziere unter hundert Fällen neunzigmal des Geldes wegen heiraten, es auch tun müssen, — aber mein Kind soll um seiner selbst willen geheiratet werden. Ich will es nicht nötig haben, daran zu denken, daß jemand bei ihr vielleicht doch in erster Linie an ihre reiche Mitgift dachte.“

Das Blut stieg Wallberg in die Wangen: „Was Sie da sagen ist von Ihrem Standpunkte als Vater durchaus begreiflich, aber für uns Offiziere eine Beleidigung. Sie geben ja selbst zu, daß die Kameraden auf das Geld sehen müssen, aber deshalb darf man keineswegs behaupten, daß sie nur des Geldes wegen heiraten. Das ist ein großer Unterschied, Herr von Göbel, und ich muß Sie bitten, Ihre Anschauungen über diesen Punkt wesentlich zu ändern, wenn Ihnen in Zukunft an einem guten

Einvernehmen zwischen uns etwas liegt, denn in meinem Hause würde ich später Anschauungen, wie Sie sie eben äußerten, nicht dulden.“

Einen Augenblick saß Herr von Göbel ganz sprachlos da, dann fuhr er auf: „Na erlauben Sie mal! Sie sprechen da in einem Tone zu mir — —“

„— der durchaus korrekt, aber auch so energisch ist, wie ich das meinem früheren Berufe, dem ich ja auch später noch als Leutnant der Reserve angehören werde, schuldig bin,“ unterbrach Wallberg den anderen sehr bestimmt. „Und das gibt mir willkommene Veranlassung, Ihnen noch eins zu sagen, etwas, das mir erst in diesem Augenblick, da ich meine Kameraden Ihnen gegenüber in Schutz nehmen muß, ganz klar wird.“

Trotz des großen Glücks, das mir die Gewißheit bringt, von Ihrem Fräulein Tochter geliebt zu werden, bin ich doch nicht ganz so glücklich, wie ich es wohl erwartet hätte — — Ich habe heute Nacht lange darüber nachgedacht, woran das wohl läge. Und nun eben ist es mir

bewußt geworden: ich bin derartig mit Leib und Seele Offizier, daß es ein Wahnsinn wäre, einen anderen Beruf zu ergreifen. Ich muß den Säbel erst wieder an der Seite haben, erst wieder drin stecken im bunten Rock, — eher werde ich nicht wieder der, der ich war. Die ganze Zeit hindurch hat mir etwas gefehlt, nun weiß ich, was: der Zwang der Uniform, der Umgang mit den Kameraden. Und wenn Sie es wollen: auch die Sehnsucht nach einer gründlichen, gelegentlichen Strafrede — —

Darum will und werde ich doch wieder Leutnant werden. Ich habe Ihnen von dem seltsamen Testament erzählt; ich wußte nicht, was ich tat, als ich den Abschied einreichte.“

„Aber selbst, wenn Sie wollten, könnten Sie doch jetzt gar nicht wieder zurück?“

„Doch. Nach einer Klausel des Testaments kann ich das Geld jederzeit wieder zurückgeben. In der Hinsicht kann ich meinen Entschluß noch ändern. Ich bin dann wieder ein armer Leutnant, der zwar keine Schulden hat, aber auch kein Kapital, wenigstens kein nennenswertes.

Aber ich habe dann Ihre Tochter, und die wird mich glücklich machen, selbst wenn ich noch so arm bin.“

„Und glauben Sie wirklich, daß ich Ihnen nach dem, was ich vorhin sagte, noch mein Kind geben werde, wenn Sie wieder Offizier werden?“ fuhr Herr von Göbel auf.

Doch Wallberg blieb ganz ruhig: „Ich glaube es nicht nur, ich weiß es sogar. Denn wenn Sie den vorhin der Allgemeinheit gemachten Vorwurf auch auf mich persönlich ausdehnen wollten, dann würde es mir ein ganz besonderes Vergnügen sein, Sie deswegen zur Rechenschaft zu ziehen.“

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß Sie mich fordern werden?“

Herr von Göbel wußte wirklich nicht mehr, was er zu dem Benehmen des anderen sagen sollte.

„Warum nicht?“ meinte Wallberg gelassen. „Ich weiß sehr wohl, daß das im allgemeinen nicht die übliche Umgangsform für den Schwiegervater und Schwiegersohn ist, und ich kann mir

namentlich unter Verwandten Verabredungen denken, die amüsanter und harmloser sind, aber wenn es nicht anders geht — was soll man da machen? Sie kennen ja auch das schöne Wort: *mon coeur aux dames, à dieu mon âme, l'épée au roi, l'honneur pour moi*. Daran wollen auch wir festhalten, und wenn einer meiner Ehre zu nahe tritt, dann bedaure ich unendlich, mir das von niemand gefallen lassen zu können. — Und um unser Gespräch, das eine so unerwartete Wendung nahm, zu beenden, möchte ich mir zum Schluß nochmals die ergebene Anfrage erlauben, ob Sie mir nun Ihre Tochter geben wollen oder nicht?"

„Nein.“

Das klang so fest und bestimmt, daß ein anderer jede Hoffnung sofort aufgegeben hätte.

Aber Wallberg behielt seine Ruhe: „Also dann nicht. Dann werde ich eben Ihre Tochter ohne Ihren Segen heiraten. Ich werde auch ohne dem glücklich werden. Sie brauchen gar nicht aufzufahren, alter Herr,“ beruhigte er ihn, als der in die Höhe springen wollte, „und wenn

Sie etwa glauben, daß Ihre etwaige Drohung, Lucy für den fall, daß sie mich heiratet, zu enterben, auf mich irgendwelchen Eindruck machen wird, dann irren Sie sich sehr. Ich bin keine Natur, die am Gelde hängt, das habe ich Ihnen schon vorhin bewiesen; das Vergnügen, wieder Leutnant zu werden, kostet mich in barem Gelde fast eine Viertelmillion. Das ist sehr viel. Ich weiß überhaupt nicht mal, ob Sie selbst soviel besitzen, aber das interessiert mich auch weiter gar nicht, denn ich will nur Ihre Tochter, nicht ihr Geld und auch nicht ihren Vater, wenigstens dann nicht, wenn er auch in Zukunft so unliebenswert bleibt, wie er es heute ist. Da werde ich auch unter Umständen später meiner Frau nicht erlauben, allzuhäufig mit Ihnen zusammenzutreffen. So, nun überlegen Sie sich bitte das alles mal in Ruhe. Ich gehe jetzt zu meiner Braut. Auf Wiedersehen nachher.“

Herr von Göbel war aufgesprungen. In höchster Erregung stand er dem anderen gegenüber: „So was von Un — Unverfrorenheit ist

mir denn doch in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.“

„Ja ja, der Mensch lernt eben nie aus, da sehen Sie es von neuem. Aber als Leutnant läßt man sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Und außerdem lernt man, daß man den Feind nur dann niederkämpfen kann, wenn man den Angriff nicht aufgibt. Na, und daß ich nur Ihretwegen auf Lucy verzichten soll, das glauben Sie doch wohl selbst nicht. Ich müßte mich doch selbst verachten, wenn ich so ohne weiteres den Rückzug anträte. — Außerdem bin ich seit gestern Abend fest verlobt, und das tat ich, um mich zu verheiraten, nicht, um mich wieder zu entloben. Davon halte ich nicht viel. Na, Sie werden ja schon noch zur Vernunft kommen und einsehen, daß ich Recht habe. Ich werde inzwischen im Salon ein paar Flaschen Sekt kalt stellen lassen, und es wird mich sehr freuen, die bald mit Ihnen trinken zu dürfen, aber zu kalt dürfen wir sie auch nicht werden lassen, das ist nicht gut für den Magen. Guten Morgen so lange.“

Und draußen war er.

„Nun — was sagte Papa?“

Voller Ungeduld eilte Lucy ihm oben auf Deck entgegen.

Wallberg dachte nicht daran, ihr alles mitzuteilen. Warum sollte er sie unnötig erregen?

„Natürlich war er sehr erfreut. Nur, als ich ihm sagte, daß ich doch wieder Leutnant werden will, hatte er vorübergehend seine Bedenken.“ Und dann teilte er auch seiner Braut mit, weshalb er sich entschlossen habe, wieder einzutreten.

Lucy wollte gleich zu ihrem Vater eilen, aber er hielt sie absichtlich noch etwas zurück. Er wollte Herrn von Göbel erst Zeit lassen, sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Aber als er dann endlich mit ihr in den Salon ging, um den bestellten Champagner zu trinken, fand er dort zu seinem Erstaunen den alten Herrn schon fleißig beim Sekt.

Der hatte sich den Wein kommen lassen, um seine Wut hinunterzuspülen: so'n frecher Mensch wagte es, um seine Tochter zu werben,

wollte sie sogar gegen seine Willen heiraten, da sollte doch gleich — —

Je erregter er wurde, desto häufiger trank er, bis dann plötzlich bei der zweiten Flasche ein Umschwung der Gesinung kam: der Wallberg war doch eigentlich ein verfluchter Kerl! Der ließ sich nicht einschüchtern! Und daß er soviel Geld fortgab, nur um wieder Leutnant werden zu können, das gefiel ihm auch, da hingen die Leutnants vielleicht doch nicht so sehr am Mammon, wie er immer geglaubt hatte. Aber seine Tochter kriegte er natürlich trotzdem nicht — —

Doch unter der beruhigenden Wirkung des Weines dachte er schließlich auch über diesen Punkt anders. Und als das Brautpaar endlich Arm in Arm, zärtlich aneinander geschmiegt, zu ihm trat, begrüßte er sie beide mit einem frohen Lachen.

Wallberg kannte diese Art des Lachens: der gute Schwiegervater hat sich, weiß Gott, einen kleinen Rausch gekauft! Na, die Hauptsache war, daß er sich beruhigt hatte.

Und auch Lucy merkte es sehr bald, in welcher Stimmung sich ihr Vater befand. „Aber Papa, wie kann man nur,“ schalt sie leise.

Aber der ließ sich seine freudige Stimmung nicht trüben: „Wie man kann? Kind, ich sage dir: man kann alles, was man will. Das heißt: ich wollte ja nicht, ich wollte ganz was anderes. Was wollte ich doch noch? — Ach so, ja, richtig! Ich wollte eigentlich ganz was anderes — aber was ich wollte, ist ja ganz einerlei. Nun will ich, daß Ihr beide glücklich werdet, denn wenn ich auch eigentlich nicht wollte — aber Wallberg wollte es ja nun einmal — und wenn ich es nun auch will, dann gibt es dafür einen sehr einfachen Grund —“

„Und der wäre?“ fragte Wallberg belustigt.

Der alte Herr leerte langsam und bedächtig sein Glas, dann meinte er: „Mein Sohn, man muß nicht allen Gründen auf den Grund kommen wollen — denn die Gründe sind oft unergründlich — und was da unergründlich ist, muß man nicht erst zu ergründen versuchen —“

Und dieser tiefen Weisheit gegenüber gab

Wallberg alles weitere Fragen auf: er hatte die Braut endlich gefunden, er hatte allen Grund, glücklich zu sein, — was kümmerten ihn da die Gründe, denen er sein Glück verdankte.
